

Johannes Hubert

Blaue Bäume unter grünem Himmel?
Über Wahrnehmung und Benennung von Grundfarben und
den übersetzungstheoretischen Umgang mit ihren
Bezeichnungen

Universität Leipzig
Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie

Abschlussarbeit zur Erlangung
des akademischen Grades Master of Arts

Blaue Bäume unter grünem Himmel?

Über Wahrnehmung und Benennung von Grundfarben und den
übersetzungstheoretischen Umgang mit deren Bezeichnungen

Vorgelegt von

Johannes Hubert
geb. am 28.12.1986 in Leipzig
Matrikelnummer: 1 016 401

Natonekstr. 33
04155 Leipzig
johanneshubert@gmx.de

Leipzig, den 18. Juni 2013

Eingereicht bei

Frau Sabine Steinhagen

Erstgutachter:

Prof. Dr. Carsten Sinner

Zweitgutachterin:

Prof. Dr. Sabine Bastian

Inhaltsverzeichnis

I	Abkürzungsverzeichnis	4
1	Einleitung	5
2	Farben: Wahrnehmung und Benennung	8
2.1	Sinnesorgane	8
2.2	Auge und „Farbensehen“	12
2.2.1	Warum Farbe	13
2.2.2	Farbwahrnehmung	14
2.2.3	Farbwahrnehmung versus Sprache und Denken	19
2.3	Farbe und Kultur	27
2.3.1	Grundfarbwörter – Berlin und Kay	30
2.3.2	Etymologie der Grundfarbbezeichnungen	35
2.3.3	Farbbezeichnungen als Metonymie	45
2.3.4	Grundfarbwörter diachron betrachtet	46
2.4	Zusammenfassung	49
3	Zur Übersetzung von Grundfarbwörtern	51
3.1	Einordnung und Begriffsklärung	55
3.1.1	Übersetzbarkeit, Übersetzungsschwierigkeit oder Übersetzungsproblem?	55
3.1.2	Übersetzungssituationen	57
3.1.3	Übersetzungseinheit	60
3.1.4	Zwei Übersetzungsfälle	61
3.2	Leipziger Schule	62
3.3	Äquivalenzkonzept nach Werner Koller	74
3.4	Skopostheorie	86
3.5	Vergleich und Diskussion	94
4	Schluss	98
5	Literaturverzeichnis	100
A	Abbildungen	106

I Abkürzungsverzeichnis

agr.	altgriechisch	pers.	persisch
ahd.	althochdeutsch	port.	portugiesisch
AK	Ausgangskultur	rus.	russisch
arab.	arabisch	S.	Seite
AS	Ausgangssprache	sog.	so genannt
AT	Ausgangstext	sp.	spanisch
bspw.	beispielsweise	schw.	schwedisch
bzw.	beziehungsweise	sw.	swahili
ca.	circa	tsch.	tschechisch
d.h.	das heißt	u.a.	unter anderem
et al.	und andere	u.U.	unter Umständen
etc.	etcetera	vgl.	vergleiche
fr.	französisch	z.B.	zum Beispiel
germ.	germanisch	ZK	Zielkultur
ggf.	gegebenenfalls	ZS	Zielsprache
gr.	(neu-)griechisch	ZT	Zieltext
idg.	indogermanisch		
ital.	italienisch		
jap.	japanisch		
Jhd.	Jahrhundert		
kHz	Kiloherz		
lat.	lateinisch		
mhd.	mittelhochdeutsch		
mV	Millivolt		
mÜ	maschinelle Übersetzung		
nav.	navaho		
ndl.	niederländisch		
ne.	neuenglisch		
nhd.	neuhochdeutsch		
nm	Nanometer		
o.g.	oben genannt		
ÖPNV	öffentlicher Personennahverkehr		

1 Einleitung

Unterschiedliche Farben und Färbungen erlauben nicht nur ästhetische Akzentuierungen, sondern sie bestimmen das wahrnehmende Sehen maßgeblich. Gäbe es sie nicht, würden einfachste Dinge wie Nahrungssuche und -aufnahme oder Lesen nahezu unmöglich werden. Gleichzeitig sind Farben nichts als elektromagnetische Wellen bestimmter Frequenz, die von den Oberflächen sämtlicher Dinge reflektiert werden und, jedenfalls für den Menschen, nur auf optischem Wege erfahrbar und diskriminierbar sind. Wörterbücher umschreiben Farben mit typischen Vertretern, der Duden nennt für *gelb* „von der Farbe einer reifen Zitrone“, jedoch ist damit nicht gesagt, was genau *gelb* ist, sondern nur ein Vergleich angestellt. Über kulturelle Grenzen hinweg verschwimmen die einem deutschen Muttersprachler unabdingbar erscheinenden Farbbezeichnungen und -einteilungen teils erheblich. Im Swahili gibt es kein *gelb* der oben beschriebenen Art, auch kein *braun* („von der Farbe feuchter Erde“). Beide sind dem Bereich ‘rot’ mit einem Farbwort (*nyekundu*) zugeordnet. Berlin und Kay, die 1969 eine großangelegte Experimentalstudie zum Thema Grundfarbwörter durchführten, gingen von völlig willkürlicher Farbwortfestlegung von Sprache zu Sprache aus und suchten zum Zwecke der einfacheren Übersetzbarkeit von Farbwörtern nach Gemeinsamkeiten zwischen ihnen (Berlin & Kay 1969: 2).

Bis heute ist nicht geklärt, wie im Einzelnen die Wahrnehmung von Reizen aus der Umwelt in Bildern, Gerüchen, Geräuschen, etc. erfolgt. Dies mag auch daran liegen, dass alle Überlegungen zur Kognition, zum Denken, zur Wahrnehmung, ganz abgesehen von philosophischen Fragestellungen, allesamt auch von demselben kognitiven System angestellt und von ihm selbst zu lösen versucht werden. Es gibt keine Instanz mit einer Draufsicht auf diese Dinge, sowie wie wir, bis auf wenige Ausnahmen, auch nicht anders als letztlich durch unsere Augen sehen können.

Die These der vorliegenden Arbeit lässt sich folgendermaßen formulieren: Die Sprachen der Welt teilen das Farbspektrum verbal sehr verschieden ein und scheinen dabei willkürlich vorzugehen. Bei der Übersetzung von Grundfarbbezeichnungen zwischen betreffenden Sprachen kann aus der intensionalen und extensionalen Verschiedenheit der Farbbezeichnungen ein Problem von wachsender Größe mit zunehmenden Unterschieden im Farbwortsystem von AS und ZS entstehen. Im Besonderen gilt dies, wenn es sich bei den Farbwörtern und ihren Referenten um Realia in AK bzw. ZK handelt.

Die Untersuchung ist auf Grundfarbwörter beschränkt, die aber im Alltag dominieren und von denen sich alle anderen Farbwörter, gegenüber ausdifferenzierten, neuartigen Farbadjektiven dominieren. Aufgrund der Verschiedenheit der betrachteten Sprachen soll hier angenommen werden, dass unter einem Farbwort eine lexikalische und semantische Einheit zu verstehen ist, die entweder nicht weiter zerlegbar ist (z.B. nhd. *blau*) oder bei möglicher Zerlegung ihre Referenz auf das Farbspektrum verlieren würde (z.B. nhd. Kaffee-farben). Ein Grundfarbwort stellt nur das erste Beispiel dar, es ist lexikalisch nicht weiter zerlegbar und nicht situationell gebunden. Die Kategorisierung in Adjektive, wie überhaupt die meiste aus dem Griechischen oder Lateinischen stammende grammatische Terminologie unserer idg. Sprachen, wird nicht allen Sprachen der Welt gerecht. Während im Deutschen sehr wohl von Farbadjektiven gesprochen werden kann, sind etwa im Japanischen nicht alle Farbwörter auch tatsächlich Adjektive in diesem Sinne.

Für diese Arbeit soll mit dem ersten Kapitel in die interdisziplinäre Betrachtung des vielfältigen und komplexen Themas „Farben“ lediglich in Grundzügen eingeführt werden, um die Entwicklung von Farbennennungen zu erhellen und nachvollziehbare Ausgangspunkte für die später Betrachtung ihrer Übersetzung bereit zu stellen. Das zweite Kapitel ist dann alleinig der translato-logischen Betrachtung von Farbwörtern als Einheiten im Lexikon einer jeden Sprache gewidmet. Es befasst sich mit dem Kulturtransfer von Farben im konkreten Übersetzungskontext anhand der Übersetzungstheorien nach Otto Kade und Gert Jäger (Leipziger Schule), Werner Koller (Äquivalenz) und Katharina Reiß und Hans J. Vermeer (Skopostheorie), um hierbei diese erstens zu prüfen und die Ergebnisse, die sie liefern, herauszustellen und zweitens womöglich auftretende Unterschiede später vergleichend diskutieren zu können. Ausgewählt wurden genau diese drei Theorien aus folgenden Gründen: Die Leipziger Schule markiert den Anfangspunkt der wissenschaftlichen und universitären Beschäftigung mit Übersetzen. Leipzig wurde daher zum Traditionsstandort in der Ausbildung professioneller Sprachmittler und ist es bis heute. Werner Koller lieferte ein sehr schematisches, gut verständliches und ebenfalls gut praktikables Übersetzungsmodell, das gleichzeitig einen stark diskutierten und, entgegen seiner Bedeutung, sehr vielschichtigen Kernbegriff der Übersetzungswissenschaft, die Äquivalenz, thematisiert. Die Skopostheorie wurde als neuere und viel praktizierte Theorie den ersten beiden gegenüber gestellt, als eine, die eine neuartige Richtung der Übersetzungspraxis einschlägt und gerade deshalb mit Kritik nicht verschont wurde.

Soweit möglich werden neutrale, Männer und Frauen gleichermaßen einschließende, Bezeichnungen, in der Regel das Partizip I, gewählt. Wenn dies z.B. morphologisch-konventionell nicht möglich ist, es den Lesefluss erheblich stören würde oder aus einem anderen Grund, wird auf das generische Maskulinum zurück gegriffen. „Übersetzer“, sowie sämtliche Bezeichnungen, die sich als generisches Maskulinum verstehen und daher

natürlicherweise Männer und Frauen einschließen, sind also hier der allgemeine Ausdruck für Personen, sowohl biologisch männlichen als auch weiblichen Geschlechtes, die, ob nun mündlich oder schriftlich, professionell mit einer entsprechenden Hochschulausbildung eine übersetzende Tätigkeit ausführen. Kursiv gedruckt erscheint der Ausdruck der Ausgangssprache oder der damit verbundene Farbbereich. In anderen Kontexten werden Beispiele ebenfalls kursiv dargestellt. ‘Blau’ bezeichnet entweder die Übersetzung oder den Farbbereich, der im Deutschen mit dem Farbwort *blau* beschrieben wird. Für Sprachen, die nicht die lateinischen Buchstaben verwenden, werden folgende Transkriptionen benutzt: Japanisch – Hepburn-Umschrift; Russisch – DIN 1460; Griechisch – ISO 843 (bei Altgriechisch mit den Änderungen nach Duden 2006:138).

2 Farben: Wahrnehmung und Benennung

2.1 Sinnesorgane

Das Gehirn des Menschen und vieler anderer Tiere ist gegenüber sämtlichen Ereignissen aus der Umwelt vollständig unempfindlich. Um dennoch mit ihr interagieren zu können, bedarf es der Sinnesorgane, die die Reize aus der Umwelt in Ereignisse derart übersetzen, dass das Gehirn für sie sensibel ist: Getreu Charles Sanders Peirce (1839-1914) „Nihil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu“. Jedes menschliche Sinnesorgan ist spezialisiert auf eine bestimmte Art Reiz und nimmt z.B. mechanische Reize (Ohr, Tastrezeptoren), physikalische Reize (optische Eindrücke im Auge) oder chemische Reize (Gerüche in der Nase) etc. auf und verwandelt, „übersetzt“, sie in die Sprache des Gehirns: den neuronalen Code. Diesem liegen zwar elektrochemische Prozesse im Gehirn zugrunde, keinesfalls sind aber sämtliche Gehirnleistungen solche elektrochemischen Prozesse, vielmehr dienen sie als „Träger“ aller Gehirnleistungen (Oeser & Seitelberger 1995: 44-45). Ebenso transportiert die Trägerwelle in der Rundfunktechnik lediglich Musik und Gesprochenes, sie ist selbst aber keine Musik, sondern nur Transportmittel. Mit geschriebener oder gesprochener Sprache verhält es sich gleichermaßen. Das, was der Mensch hört oder liest, ist keine Sprache, es ist lediglich ein Abbild der Sprache und ihrer Welt im menschlichen Gehirn und referiert auch auf diese. Die Bedeutungen und Vorstellung im Gehirn werden von diesem geschaffen durch den fortwährenden Informationszustrom (Input) vor allem im ersten Lebensjahrzehnt, es gibt keine angeborenen „Voreinstellungen“. Aus diesem Grund ist jedes Gehirn und die darin enthaltenen Vorstellungen, Bilder etc., hierzu zählt natürlich auch Sprache, individuell: „So viele Gehirne, so viele Bedeutungswelten“ (Roth 2001: 365). Die sprachlichen Zeichen für sich tragen keine Bedeutung, sie wird aus dem Schall bzw. optischem oder taktilen Eindruck, der für Sprache gehalten wird, erst im Gehirn erzeugt, solange dieses die ankommenden Zeichen, aufgrund vorherigen Erlernens, interpretieren kann (Langacker 1988: 58). Die lange Zeit unbestrittene Ansicht, Sprache wäre eine Kiste, die mit etwas gefüllt, zum Empfänger geschickt und von diesem entpackt wird, hat Reddy 1979 widerlegt (Reddy 1979). Diese Tatsache führt weiter zur Frage nach der Sinnhaftigkeit des sprachlichen Zeichens bzw. des Bühlerschen Organonmodells (Vgl.

Reddy 1979, Schönberger 2003). Sprachliche Äußerungen sind nur sinnhaft, wenn in den Köpfen der Sprechenden hierzu Konzepte assoziiert werden können, bzw. diese vor der Äußerung bereits bestehen. Es wird noch gezeigt werden, dass die Farbkonzepte auch solcher Sprachen mit nur drei Grundfarbwörtern bereits bestehen und auf dieser Grundlage das Farbwortsystem beliebig ausgebaut werden kann.

Die menschlichen Sinne sind in ihrem Wirkungsbereich sehr eingeschränkt: Etwa nimmt der Mensch Schallwellen nur bis etwa 20kHz und Licht nur zwischen 400 und 790nm wahr. Für den weitaus größten Teil des elektromagnetischen Spektrums aber ist kein menschliches Sinnesorgan empfänglich. Einige Sinne teilt er mit den Tieren, manche Tierarten sind aber auch spezialisierter, sie können auch den Infrashallbereich und/oder den Infrarotbereich wahrnehmen, andere besitzen sogar den Magnetsinn. Fast alle Tiere haben einen Schweresinn und empfinden Temperatur mithilfe spezieller Rezeptoren. Gerhard Roth erklärt diese Spezialisierung der Fähigkeiten der Sinnesorgane eines Tieres an seine Umwelt. Die Bedürfnisse und die zur Lebenserhaltung notwendigen Reize müssen von den Sinnen aufgenommen werden (können). Aufbau und Leistung der Sinnesorgane hängen wesentlich zusammen mit den spezifischen Lebensumständen und -bedürfnissen des Individuums bzw. der Gruppe von Individuen und ihren Ansprüchen (Roth 1994: 227-28). Daher sind Ausprägung und Wirkungsbereich der Sinnesorgane allein evolutionär von Art zu Art und von Lebewesen zu Lebewesen teils sehr unterschiedlich. Zu denken ist etwa an in absoluter Dunkelheit lebende blinde Tiefseebewohner oder etwa Fledermäuse, die sich in der Dunkelheit (Der Abwesenheit von elektromagnetischen Wellen zwischen etwa 400nm und 790nm) mittels Ultraschall (oberhalb des für den Menschen hörbaren, also >20kHz) und Infrarotstrahlung (Wärmestrahlung, deren Wellenlänge an das untere Ende des für die menschlichen Augen wahrnehmbaren Bereichs anschließt) orientieren. Allein zur Orientierung muss es aus der Umgebung ständig Informationen aufnehmen. An die Individualität des Lebewesens ist auch die individuelle Art der Sinnesorgane gebunden, relevante Reize aufzunehmen und zum zentralen Verarbeitungszentrum (Gehirn) zu schicken. Gerhard Roth verweist in diesem Zusammenhang auf die „Neutralität des neuronalen Codes“ der Sinnesorgane: ein Ton wird zwar mit den Ohren eingefangen, jedoch schließlich in Aktionspotentiale umgewandelt und über den Hörnerv ins Gehirn geschickt. Dort gibt es keinen Ton. Auch die anderen Sinnesorgane verfahren so. Die Reize bestehen aus elektrischen und chemischen Impulsen, die in ihrer Struktur kaum die Komplexität des tatsächlichen Hör- oder Sehereignisses aufweisen. Das Gehirn hat daher die tatsächlichen Reize in seiner Sprache stets zu erschließen, da es nur indirekt mit der Umwelt kommuniziert (Roth 1994: 97-98). Sogar sind die neuronalen Codes der Reize von Ohr, Nase und Auge einander äußerst ähnlich, obwohl in der Wahrnehmung ein Ton kaum mit einem Farbeindruck ähnlich ist. Um eine wirkungsvolle Interaktion und Steuerung sämtlicher Glieder und Prozesse durch die Systeme des Informationseinganges und -ausganges

im Gehirn überhaupt erst zu ermöglichen, ist ein einheitliches Kommunikationsmittel erforderlich: der neutrale neuronale Code (Roth 1994: 228). Der Verarbeitungsort im Gehirn allein entscheidet, ob ein Reiz akustisch, optisch etc. ist, denn die Struktur des neuronalen Codes allein vermag nicht seine komplexe Bedeutung zu kodieren. Damit ist die Wahrnehmung aller Sinneseindrücke, bzw. diese selbst, in jedem Falle indirekt. Die Welt wird keinesfalls direkt wahrgenommen, auch wenn der Mensch sie mit „seinen“ Augen zu sehen und mit „seinen“ Ohren etc. zu hören glaubt. Die per se bedeutungslosen Reize aus der Umwelt erhalten ihre Bedeutung erst durch ihre Selektion, Verarbeitung und Interpretation im Gehirn. Hierfür sind Verarbeitungsort, Erfahrungsschatz, kulturelle Besonderheiten und noch viel mehr verantwortlich. Die Sinnesorgane leisten zwar einen wichtigen Beitrag, um den Reiz von außen nach innen zu leiten, um damit die Voraussetzung für seine Verarbeitung überhaupt zu schaffen, aber erst mit Passage durch das Gehirn und seinen Verarbeitungsinstanzen, ist der Mensch überhaupt erst in der Lage die Umwelt wahrzunehmen.

Nun könnte der Eindruck entstehen, der Mensch sieht die Welt wie sie tatsächlich ist, nur mit dem Umweg über das Gehirn. Einerseits ist er bzw. sie daran gewöhnt, das zu glauben, weil er bzw. sie nie eine andere Erfahrung gemacht hat, andererseits ist die Wahrnehmung der Umwelt auch nur auf diese Weise möglich. Die Aussage „Der Mensch nimmt die Umwelt wahr“ impliziert wörtlich genau das. Er bzw. sie nimmt sie wahr, sie nehmen sie *für* wahr, denn sie sehen, hören, riechen sie ja offensichtlich. Ein Problem entsteht erst, wenn sich das Wahrgenommene mit den Erwartungen (aus der Vernunft) nicht deckt. Schon im alten Griechenland haben sich Philosophen, vor allem Platon, mit der Trennung von Wahrnehmung und Vernunft beschäftigt. Letztere ist gemäß dieser Weltanschauung dauerhaft und verkörpert das Ursprüngliche, Ideelle: das Denotat. Die Wahrnehmung ist vergänglich genau wie die konkreten Dinge, die der Mensch wahrnimmt. Etwa ein Baum: der konkrete Baum ist vergänglich und entspricht sicher auch nicht dem ideellen Baum, dem Begriff *Baum* aus der philosophischen Ideenwelt. Der Baum wird wahrgenommen und abgeglichen mit dem ideellen Baum im Kopf. Eleanor Rosch hat die Unterscheidung zwischen Prototypen im Kopf und Konkreten, nach dem Vorbild dieses Ideals, in der Umwelt gebildeten Dingen aufgegriffen und zu ihrem bekannten Modell der semantischen Prototypen weiterentwickelt.

Tatsächlich weiß niemand, ob die Umwelt wirklich so ist, wie jeder bzw. jede Einzelne sie wahrnimmt, denn das, was jeder Mensch glaubt wahrzunehmen, nimmt er bzw. sie das ganze Leben lang ausschließlich über das eigene Gehirn wahr. Es „erfindet“ die Bilder, die gesehen und die Töne, die gehört werden allenfalls nach dem Muster der Umwelt:

Wahrnehmung kann also aus vielen Gründen nicht in einer direkten Abbildung der Welt durch das Gehirn bestehen. Vielmehr werden die physikalisch-chemischen Umweltereignisse in den Sinnesorganen in die »Sprache des

Gehirns« übersetzt, d. h. in neuroelektrische Erregungszustände und ihre neurochemischen Äquivalente, die Transmitter. Wie wir soeben erfahren haben, interpretiert das Gehirn diese primär neutralen Ereignisse mithilfe bestimmter interner Kriterien hinsichtlich der Modalität, Qualität, Intensität, Zeitstruktur und des Ortes der Reize. (Roth 1994: 100-101)

[...] [D]ie Sinnesorgane können mit ihren Rezeptoren die Umweltereignisse (z.B. ein Gesicht, ein gesprochener Satz, ein Blumenduft) überhaupt nicht in ihrer natürlichen und für das Verhalten wichtigen Komplexität erfassen. Die Sinnesrezeptoren können nur auf bestimmte physikalische und chemische Ereignisse reagieren. Beim Sehen sind dies die Lichtstärke [...] und die Wellenlänge des auf einen einzelnen Photorezeptor (oder einen Verband von Photorezeptoren) einfallenden Lichts. Nichts anderes können Photorezeptoren dem Nervensystem über die sichtbare Welt signalisieren. (Roth 1994: 101)

Schließlich fasst Roth zusammen und führt den Grund für diese spezielle Art der menschlichen Wahrnehmung an, auf die in Kapitel 2.2.1 vertiefend eingegangen wird:

Die Komplexität der Umwelt wird »vernichtet« durch ihre Zerlegung in Erregungszustände von Sinnesrezeptoren. Aus diesen muß das Gehirn wiederum durch eine Vielzahl von Mechanismen die Komplexität der Umwelt, soweit sie für das Überleben relevant ist, erschließen. (Roth 1994: 102)

Gert Jäger geht von einer „prinzipiellen Erkennbarkeit“ der Umwelt bzw. Wirklichkeit durch die Sinnesorgane aus (Jäger 1975: 120).

Oeser und Seitelberger sprechen bei der Wahrnehmung lediglich von „Entsprechungen und Abstraktionen“ der Weltwirklichkeit, mit der sie selbst nichts zu tun hätten. Die tatsächliche Wahrnehmung erfolgt auf der Großhirnrinde, dem Cortex. Dort gibt es verschiedene Zentren, die sich jeweils auf eine bestimmte Aufgabe spezialisiert haben: etwa Zentren für Sinneswahrnehmungen (darunter der visuelle Cortex), Erleben, Bewusstsein, Erinnern, aber auch motorische Felder usw. (Oeser & Seitelberger 1995: 45-46). Einen wichtigen Faktor bei der Verarbeitung der ersten Sinneseindrücke, die im Gehirn des Kleinkindes ankommen, macht von klein auf die Sprache aus. Es lernt, bestimmte Eindrücke, ob nun akustischer, optischer, olfaktischer etc. Natur, mit bestimmten Lautverbindungen zu assoziieren. Dabei, so Schönberger, konstruiert es sich seine eigene Wirklichkeit mit seinen eigenen Eindrücken in seinem individuellen Gehirn. Auf diese Weise erlernt zwar das Kind dasselbe Sprachsystem wie seine Eltern, jedoch ist dieses ganz individuell für dieses eine Individuum und auf diese Weise nicht vollständig kongruent mit dem der Eltern. Aus dieser Verschiedenheit heraus ergibt sich einerseits diachroner Sprachwandel aus synchroner Diversität heraus und andererseits, dass Bezeichnungen wie „das Deutsche“ oder „wir sprechen dieselbe Sprache“ neu

zu überdenken sind. Jeder Sprecher und jede Sprecherin des Deutschen hat ein individuelles Sprach- und Wirklichkeitsbild im Kopf, jedes mit winzigen Unterschieden zu anderen, dessen Aufbau nicht von einem anderen einsehbar oder interpretierbar ist (Vgl. Schönberger 2003: 268-274). Für die Farben gilt nun Ähnliches. Mit einem bestimmten objektiven Farbeindruck wird ein bestimmtes Farbwort von klein auf mit gelernt, möglicherweise ist hier an die Pawlow'schen Hunde zu denken. Zwar ist die physiologische Farbwahrnehmung bei allen Menschen gleich, jedoch die Assoziation mit einem Farbwort niemals bei zwei Personen auch derselben Sprache nicht nur nicht identisch, sondern auch würde dieser Unterschied niemals auffallen, da ja die Gedankenwelt nie direkt, sondern allein über die Sprache zugänglich ist. Konventionell ist 'grün' zwar stets mit der Lautfolge /gry:n/ verbunden. Es lässt sich aber niemals nachprüfen, ob bei jedem Menschen tatsächlich 'grün' und nicht 'rot' mit gry:n verbunden ist. Mit zunehmendem Alter und Erfahrung schließen sich zwischen diesen Zentren immer engere Verbindungen, sodass etwa bestimmte Dinge unbewusst wahrgenommen werden können. Andere Dinge, die immer wieder getan werden, gehen von der Hand ohne darüber nachzudenken, sie fast unbewusst ausgeführt. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes in Fleisch und Blut übergegangen (Roth 1994: 290-292). Die offenbare Inkongruenz von Wahrgenommenem und Erwartetem ist aber keineswegs etwas neues. Schon im Altertum bemerkte der griechische Philosoph Parmendis, dass die Sinne täuschen können und die Umwelt nicht unbedingt so sein muss, wie sie wahrgenommen wird. Platon hat diese Idee weiterverfolgt und später getrennt in „Vernunft“ und „Wahrnehmung“.¹

2.2 Auge und „Farbensehen“

Das Farbensehen ist ein außerordentlich komplexer Prozess, der sich in seiner Tiefe bis heute einer annähernd ganzheitlichen Beschreibung entzieht. Es soll daher hier nur auf der Basis wichtiger, relevanter Erkenntnisse in diesem Bereich eine Grundlage für die weitere linguistische Analyse des sprachlichen Phänomens Farbe geschaffen werden.

¹Diese Feststellung verlangt die Trennung von realem und wirklichem Gehirn und erreicht schnell philosophisches Terrain. Es wird davon ausgegangen, dass ein Gehirn dahingehend existiert, dass wenn der Schädel eines Menschen geöffnet wird, dort ein Gehirn vorzufinden sein wird in der typischen Gestalt. Mittels eines Spiegels, und unter den heutigen operationstechnischen Bedingungen durchaus vorstellbar, könnte dem Patienten bzw. der Patientin sein bzw. ihr Gehirn im Moment der Operation gezeigt werden. Das Gehirn verarbeitet also den Sinneseindruck der Augen von sich selbst. Dies führt zu einem Widerspruch, da folglich im Gehirn ein Abbild, das nicht dem Gehirn selbst entspricht, seiner selbst entsteht. Es besitzt zwar jeder Mensch nur ein einziges Gehirn, dieses ist jedoch in eines zu trennen, das im Kopf chirurgisch freigelegt werden kann und eines, das Informationen verarbeitet und „uns“ ausmacht. (Roth 1994: 292-293).

Zu Realität und Wirklichkeit: Die Wirklichkeit konstruiert das menschliche Gehirn für jeden Sinneseindruck und der Mensch meint, dies wäre die Realität. Die Realität selbst kennt aber niemand, da sie immer nur als Abbild, als Wirklichkeit, wahrgenommen wird.

2.2.1 Warum Farbe

Wie die Welt wirklich aussieht und ob sie tatsächlich farbig ist, lässt sich nicht beantworten, da der Mensch die Welt nicht anders als (letztlich) durch seine Augen und dem ihnen nachgeschalteten Gehirn wahrnehmen kann. Sicher ist daher zunächst nur, nüchtern betrachtet, dass Farbe eine auf der Oberflächenbeschaffenheit bzw. ihren Eigenschaften beruhende besondere Art der Reflexion einfallenden Lichtes ist. Daher sei angenommen, dass Farbe nicht naturgegeben ist, sondern sie nur im Gehirn den jeweiligen Wellenlängen des Lichtes erst zugeordnet wird (Roth 1994: 232). Das bedeutet, dass die Umwelt ein Wirrwarr aus Wellen verschiedener Länge ist und zwar mindestens so strukturiert, wie sie wahrgenommen wird, dabei aber nicht unbedingt durch Farbe. Erst das Gehirn entwirrt und selektiert dieses Wirrwarr und ordnet verschiedenen elektrochemischen Impulsen im visuellen Cortex verschiedene Farben zu. Wie das im Detail funktioniert ist bisher nicht geklärt. In jedem Fall aber errechnet das Gehirn aus der Datenflut, die es Tag für Tag zu verarbeiten hat, schon im Kindesalter bestimmte Regelmäßigkeiten. Der Farbeindruck, den jeder Mensch sieht, ist aber nicht die farbige Wellenlänge selbst, das gaukelt das Gehirn nur vor, sondern ein nach ihrem Vorbild geformter, aber auf die menschlichen Lebensbedürfnisse zugeschnittener Eindruck in der Wahrnehmung im Gehirn. In der Wahrnehmung existieren genauso wenig Wellenlängen, wie es Farben in der Umwelt gibt. Pflanzen reagieren ebenso auf Licht bestimmter Wellenlängen, sie wachsen schneller bei für uns rötlichem (also langwelligerem) Licht. Wenn die Welt nicht farbig ist, und Farbe nur im (und wohl auch in denen aller über ein Gehirn verfügenden Tiere) Gehirn „entsteht“, dann hat dies verschiedene Ursachen. King-Smith nennt zwei Gründe, die in die Jäger- und Sammlerzeit zurück reichen. Die Farbe reifer Früchte erleichtert ihr Erkennen erheblich, denn sie heben sich dadurch oft deutlich vom umgebenden Blattwerk ab. Auf einer schwarz-weiß-Fotografie sind reife, rote Kirschen zwischen den Blättern kaum zu erkennen. Außerdem haben unterschiedliche Schatten einen großen Einfluss auf den schwarz-weiß-Kontrast. Aber nicht nur im Unterschied zu den Blättern, sondern auch untereinander sind reife von unreifen oder faulen Früchten nicht zu unterscheiden. Das Hinzutreten verschiedener Färbungen erleichtert hier die Unterscheidung enorm (King-Smith 1991: 22-23). Schon Kinder lernen, dass nur die roten Kirschen reif und essbar sind. Wenn eine Kirsche also rot ist, ist sie essbar. Richtigerweise müsste es aber andersherum heißen: wenn eine Kirsche essbar ist, ist sie rot gefärbt und hebt sich vom Laub ab. Schon von weitem sind reife Früchte zu erkennen und sollen gepflückt werden. Aber bereits im Frühjahr werben prächtig gefärbte Blüten um Insekten und Vögel. Diese und andere Tiere wiederum erregen besonders zur Balzzeit die Aufmerksamkeit von Artgenossen durch auffällige Färbungen. Die Anziehungskraft besonderer Farbspiele und Kontraste machen sich z.B. fleischfressende Pflanzen zu Nutze. Dies klingt sehr aktivisch, tatsächlich scheint aber

in der Evolution jene Pflanzenart überlebt zu haben, die sich farblich, durch die Reflexion ungewöhnlicher Wellenlängen, von den anderen abhob. Die eigentliche Bedeutung kommt diesen Farben erst im wellenlängenverarbeitenden Bestäubernervensystem zu, das bedeutet, dass die Pflanze, selbst wenn sie könnte, sich ihrer Färbung nicht bewusst ist. Zur Tarnung wiederum nimmt etwa das Chamäleon verschiedene Färbungen an. Eine Reihe von Krankheiten lässt sich mittels charakteristischer Färbungen feststellen: Scharlach (Erdbeerzunge), Gelbfieber oder blasse Haut allgemein. Dem gegenüber sind rosige Haut und Wangen ein Zeichen von Gesundheit. Diese Hautfärbung hat, sicher neben anderen Signalen, den Zweck bei der arterhaltenden Partnersuche, Gesundheit zu vermitteln und kommuniziert damit die Botschaft, gesunde Nachkommen zeugen zu können. Pfeilgiftfrösche machen von der abschreckenden Wirkung greller Färbungen Gebrauch, da sie sich von der Umgebung stark abheben und, auf Grund ihrer Seltenheit und Unnatürlichkeit, beim potentiellen Fressfeind für Skepsis sorgen. Diese und noch viele andere oft überlebenswichtige Taktiken gehen letztlich auf das Phänomen Farbe zurück und wären im schwarz-weiß-Kontrast nicht oder nur sehr eingeschränkt denkbar.

Ein durchaus interessanter Ansatz von Hohegger 1884 soll hier noch kurz Beachtung finden. Er geht davon aus, dass die Farben von Beutetieren (grau, weiß, schwarz, braun etc.) und eben Früchten (rot, orange, gelb) in der Zeit der Jäger und Sammler wichtiger sind als die häufigen natürlichen Hintergrundfarben (grün und blau). Hiermit sei auch die späte bzw. überhaupt nicht vollzogene verbale Trennung der beiden Farbbereiche zu erklären (Hohegger 1884: 191-121).

Menschen und Primaten heben sich bezüglich ihrer Farbwahrnehmung von anderen Säugetieren ab, weil ihre Retinae über drei Zäpfchentypen verfügen, die, so Deutscher, wohl durch Genmutation vor etwa 40-50 Millionen Jahren entstanden sein könnten. Alle anderen Säugetiere besitzen nur zwei Zäpfchentypen: für den blau-violett- (α -) und grün- (β -)Bereich. Die Mutation führte zur Reduplikation des Zäpfchentyps für grünes Licht und schließlich zur Ausbildung eines dritten Zäpfchentyps, der im Spektrum nah bei diesem, aber etwas näher zu Rot hin liegt (γ -Bereich) (Vgl. Abbildung 2.1). Gleichzeitig soll sich eine bestimmte tropische Baumart mit großen gelben Früchten (die Deutscher nicht weiter benennt, die Früchte jedenfalls seien für Vögel zu groß gewesen) verbreitet haben, weil die Affen diese nun sehen, essen und schließlich die Samen später an einem anderen Ort wieder dem Waldboden überlassen konnten (Deutscher 2011: 246-247).

2.2.2 Farbwahrnehmung

Dieser Abschnitt befasst sich allein mit den physiologischen Aspekten des Farbensehens und beschränkt sich auf die Funktion der Augen, die die auf sie treffenden elektroma-

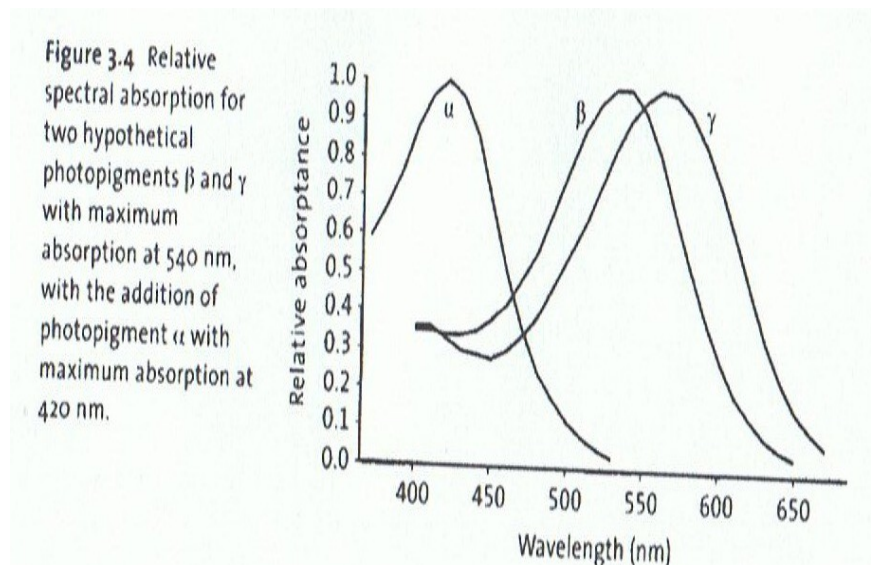


Abbildung 2.1: nach Wooten & Miller 1997: 64

netischen Wellen unterschiedlicher Frequenz verschieden und charakteristisch codieren. Einen kleinen Ausschnitt aus den neurologischen Aspekten, die dabei mindestens genauso wichtig sind, sind im Kapitel 2.1 umrissen.

Die Young-Helmholtz-Theorie von 1850 fußt auf der Tatsache, dass alle wahrnehmbaren Farben aus drei Grundfarben (rot, grün, blau) additiv gemischt und wiederum in sie zerlegt werden können (vgl. die inzwischen aus der Mode gekommenen Röhrenfernsehgeräte). Alle (sichtbaren) Farben sind somit diskriminierbar aus der unterschiedlichen Anteiligkeit dieser drei Grundfarben an der Mischfarbe. Im menschlichen Auge müsste es daher, so die Theorie weiter, auch nur drei Rezeptoren für jeweils eine der drei Grundfarben geben, um alle Farben aus einer Mischung dieser drei wahrnehmen zu können: der S-Typ für Licht der Wellenlänge 420nm (sie wird als rot empfunden(γ)), der M-Typ für Licht der Wellenlänge 525nm (sie wird als grün (β) empfunden) und schließlich den L-Typ für welches der Wellenlänge 555nm (sie wird als blau (α) empfunden) (**wooten1997**). Daher, so schreibt Deutscher, wäre es für das Auge nicht zu unterscheiden, ob es tatsächlich gelbes Licht der Wellenlänge 570nm (also monochromatisches Licht) einfängt, oder ob es sich um eine additive Mischung aus rotem und grünem Licht handelt (Deutscher 2011: 242). Hieraus errechnet das Gehirn dann 'gelb', obwohl keine einzige in den Bereich von Gelb fallende Wellenlänge vorhanden war. Diese Unfähigkeit wird von Farbfotos, Fernsehgeräten, Bildschirmen etc. ausgenutzt. Jeder Farbton ist nun mittels dieser drei Grundfarben eindeutig diskriminierbar. Tatsächlich ließ sich 100 Jahre später die Existenz dieser drei Arten von Rezeptoren (Zapfen) im menschlichen Auge mit Erregungsmaxima bei ca. 425nm (blau), ca. 530nm (grün) und ca. 565nm (rot) feststellen (Baylor 1995: 112-114). Eingefangene Wellenlängen erregen

stets alle drei Rezeptoren. Das Verhältnis der drei Erregungsgrade ist charakteristisch für jede wahrgenommene Farbe. Zu vergleichen ist diese Erscheinung mit der Funktionsweise eines Farbphotoapparates. Sein Film enthält übereinander Filter für rotes, gelbes und grünes Licht und entsprechend auch für jede dieser Farben eine lichtempfindliche Schicht. Schließlich ergeben bei der Entwicklung des Fotos die herausgefilterten Farben, für das menschliche Auge, wieder die ursprüngliche Farbe aus ihren charakteristischen Anteilen an Rot, Grün und Gelb.

Deutscher schreibt, dass die Erregungen in den mehr als 100 Millionen Photorezeptoren (Zapfen und Stäbchen) der Netzhaut entstünden. Bei ausreichend Licht seien die Stäbchen kaum aktiv, das Sehen erfolge allein durch die Zapfen. Die höchste Empfindlichkeit zeigen sie gegenüber der Wellenlänge 555nm, etwa im gelb-grünen Bereich. Danach sei auch der gelbe Fleck benannt - er ist der Ort mit dem besten Sehvermögen. Aus dem Grund der größten Empfindlichkeit in diesem Bereich erschienen uns *gelb* bzw. *grün* grundsätzlich sehr viel heller und klarer als *lila* oder *rot* (Deutscher 2011: 244-245). Zapfen und Stäbchen, so schreiben Oeser und Seitelberger, sind zunächst mit einer Grundspannung von 70mV negativ gegenüber ihrer Umgebung aufgeladen. Dieses Ruhepotential entsteht, indem durch Ionenkanäle ein Ionenaustausch zwischen der Rezeptorzelle in ihre Umgebung stattgefunden hat. Der Rezeptor ist jetzt „in Bereitschaft“. Äußere Einflüsse (z.B. Licht einer bestimmten Frequenz) bewirken nun über eine chemische Reaktionskette das Öffnen oder Schließen der Ionenkanäle bestimmter Rezeptoren, die für diese Wellenlänge empfindlich sind. Dadurch wird der Ionenaustausch zwischen der Rezeptorzelle und ihrer Umgebung ermöglicht bzw. beeinflusst. Die negative Ladung der Zelle kann sich verstärken oder (teilweise) ausgleichen. Dieser Spannungsunterschied wird als Impuls über Zwischenrechenstationen über den Sehnerv ins Sehzentrum (visueller Cortex) in die Großhirnrinde geleitet. Die Erregungszustände werden zwar in das Gehirn übermittelt, jedoch schon im Sehnerv wird das in unzählige Einzelregungen zerlegte Bild verarbeitet und Helligkeitskontraste zwischen benachbarten Bildpunkten festgestellt. Die miteinander verglichenen Erregungen stammen aus Rezeptorenverbänden der Netzhaut, den sogenannten rezeptiven Feldern. Die Erregungen vieler Rezeptoren eines solchen Feldes laufen in einzelnen Zellen der Ganglienschicht zusammen und werden dort einander gegengerechnet und schließlich in zwei Kanälen zum visuellen Cortex geschickt. Der eine Kanal ist der blau-gelb, der andere der rot-grün-Kanal, wobei das Signal binär ist, also nur eine der beiden gesendet werden kann (Oeser & Seitelberger 1995: 59-60). Positiv bedeutet 'blau' bzw.'rot', negativ 'gelb' bzw. 'grün'. Daher ist es nicht möglich, 'blau' und 'gelb' bzw. 'rot' und 'grün' als Mischfarben wahrzunehmen (Hering 1878: 109). Dieses Prinzip wurde von seinem Beschreiber Ewald Hering „Gegenfarbprinzip“ genannt (Hering 1878: 110 spricht nur von „Gegenfarben“) und beschreibt die Farbwahrnehmung im Auge auf einer zweiten, der ersten nachgeschalteten Ebene. Zu den beiden genannten Kanälen tritt noch der

schwarz-weiß-Kanal. Diese beiden Farben sind sowohl untereinander als auch mit den anderen Grundfarben mischbar und ergeben Graustufen.

Während die Young-Helmholtz-Theorie die Umwandlung von Wellenlängen in elektrische Impulse in den Photorezeptoren der Netzhaut beschreibt, widmet sich Hering dem ersten Verarbeitungsschritt dieser Impulse noch ehe sie das Gehirn erreichen aufgrund von verschiedenen Beobachtungen: Während ein „gelbliches Grün“ vorstellbar ist, ist das bei der Mischung der jeweiligen Gegenfarben nicht möglich: *grün* wird nicht als *blaugelb* oder *gelbblau* wahrgenommen, sondern als eigene Farbe im Sinne der Gegenfarbtheorie (Eine Ausnahme bildet möglicherweise ‘schwarz’ und ‘weiß’, sie werden aber von Hering für so fundamental gehalten, dass er ihre Existenz für unabwendbar hält) (Hering 1878: 108). Außerdem würden diese Farben als besonders rein empfunden, „orange“ hingegen als Mischung verstanden: es gibt rötlicheres oder gelblicheres Orange, nicht aber grünlicheres Rot durch die Mischung von Rot und Grün. Weniger *Rot* in einem *Braun* machte es nicht „grüner“. Dagegen ist ein *Orange* mit geringerem Gelbanteil rötlicher. Ludwig Wittgenstein schreibt:

Wer gelernt hat, zu einem gegebenen Farbton einen gelblicheren, weißlicheren, rötlicheren zu finden, oder zu mischen, [...] den fordere man nun auf, uns ein rötliches Grün zu zeigen. Er mag diesen Befehl nun einfach nicht verstehen und etwa so reagieren, als hätte man von ihm verlangt, nach einem regelmäßigen Viereck, Fünfeck, Sechseck ein regelmäßiges Eineck zu zeigen.

und weiter:

Wem ein Rötlichgrün bekannt wäre, sollte imstande sein, eine Farbenreihe herzustellen, die mit Rot anfinge, mit Grün endet und [...] einen kontinuierlichen Übergang zwischen beiden bildet. Es würde sich dann zeigen, daß dort, wo wir jedesmal den gleichen Ton, von Braun z.B., sehen, er einmal Braun, einmal Rötlichgrün sähe.[...] (**wittgenstein1989**)

Inzwischen gibt es auch aktuellere Belege dieser Beobachtungen. Nachbilder zum Beispiel treten nur in den Gegenfarbpaaren auf. Der Pschyrembel bringt das Fehlen von bestimmten der drei Zapfentypen mit Farbenblindheit im Sinne der Gegenfarbtheorie in Verbindung, etwa die rot-grün- oder blau-gelb-Sehschwäche. Dass letztere deutlich seltener als erstere ist, habe dabei allein genetische Ursachen (Hildebrandt 1997: 485). Die sechs Gegenfarben bei Hering sind auch die ersten sechs Farben in der Hierarchie bei Berlin und Kay (1969: 4). In Versuchen von Wattenwyl und Zollinger nennen die Testpersonen ebenfalls diese sechs Farben als die grundlegendsten in ihren sieben Muttersprachen Deutsch, Englisch, Hebräisch, Japanisch, Französisch, Quechua und Misquito (1979: 281-282). Gerhard Roth nennt noch eine weitere Besonderheit dieser

beiden Farbpaare, nämlich, dass ihre jeweiligen Mischungen (aus *rot* und *grün* bzw. *blau* und *gelb*) keine Spektralfarben, während andere Mischungen, etwa aus *rot* und *gelb*, tatsächlich wieder Spektralfarben wären (Roth 1994: 104). Allerdings ergibt die Mischung blau-gelb ebenso eine Grundfarbe. Außerdem sind es die Grundfarbwörter, die in der Alltagskommunikation gegenüber komplexen und spezifischeren Benennungen vorherrschen, Gipper nennt etwa „Rot- und Weißwein“ (Gipper 1972: 30), auch die Farben von Früchten, Tasten, Autos etc. werden im Alltag mit solchen Grundfarbwörtern benannt, obwohl für sie oft ein genauere Name bereit steht, das Grundfarbwort ist aber oft ausreichend. Nach Cruse werden die Gegenfarben von Kindern viel treffsicherer benannt als die sekundären Grundfarben (Cruse 1977: 310).

Die im visuellen Cortex verarbeiteten Impulse müssen dabei aber nicht zwangsläufig vom Sehnerv kommen. Bilder vor dem „inneren Auge“ oder auch die Traumbilder entstehen ebenfalls dort, jedoch ohne tatsächlich optische Reize. Der Verarbeitungsort allein entscheidet über die Qualität der Empfindung (Roth 1994: 229). Wenn die Reize aber universell sind, sich etwas Gehörtes im neuronalen Code nicht von etwas Gesehenem unterscheidet und die Welt womöglich gar nicht farbig ist, woher kommen dann die gesehenen Bilder? In dem elektrischen Impuls sollten deshalb auch Farbunterschiede als Strukturunterschiede erkennbar sein, die dann durch das Sehzentrum bzw. das Bewusstsein in tatsächliche Farben umgewandelt werden, der Formunterscheidung und endlich der Orientierung im Raum bzw. der Informationsaufnahme dienen können. Jedes (gesunde) Gehirn, das mit einem (ebenfalls gesunden) Sehapparat gekoppelt ist, nimmt physiologisch dasselbe „Bild“ wahr. Dass dem so ist, zeigt auch die Tatsache, dass jeder Mensch Gegenstände unterscheiden kann, die nicht die gleiche Farbe haben. In der Dichotomie aus Farbwahrnehmung und ihrer kulturgebundenen Benennung sieht Fritz die Aufgabe der kognitiven Linguistik (Fritz 1998: 139). Grenzen, Unebenheiten oder Muster werden erst durch Farbunterschiede zu solchen. Überhaupt ist die Wahrnehmung sämtlicher Formen, des Raumes, das Lesen nur aufgrund von sich unterscheidenden Helligkeiten beziehungsweise Farben möglich. Schon Goethe stellte in seiner Farblehre fest, dass der Mensch Formen nur indirekt, durch einen Helligkeits- oder Farbunterschied des Gegenstandes gegenüber seiner Umgebung erkennt. Auch Lesen funktioniert auf diese Weise. Möglicherweise reicht diese Erkenntnis, ebenso wie eine Reihe anderer, bis in antike Zeiten zurück.

Nicht nur theoretisch ist die gleiche Farbwahrnehmung bei allen Kulturen evident, auch Experimente zeigen dies. Die Zuordnung von konkreten Bezeichnungen zu diesen optischen Eindrücken ist jedoch kulturbestimmt und umso differenzierter, je weiter die Lebensumstände dies erfordern und je relevanter verschiedene Farben sind.

2.2.3 Farbwahrnehmung versus Sprache und Denken

Beinahe alle optische Wahrnehmung geht von Farb- oder Helligkeitsunterschieden aus, bzw. von Unterschieden in Reizen der Retinarezeptoren, denen das Gehirn Farben zuweist. Helligkeits-, Farb und Strukturunterschiede sind möglicherweise nicht die einzigen Informationen, die die von Körpern in der Umwelt ausgehenden Wellen liefern, doch aber die einzigen, die der Mensch wahrzunehmen im Stande ist. Für sein bzw. ihr Überleben schienen in der Evolution andere Informationen aus der Umwelt überflüssig oder gar hinderlich, sodass die Rezeptoren für ihre Wahrnehmung rückgebildet oder gar nicht ausgebildet wurden (Vgl. Schönberger 2003: 277).

Wenn Sprache und Denken eng verbunden sind, bzw. koexistieren, dann sollte Sprache auch einen starken Einfluss auf die tatsächliche Wahrnehmung haben, sagen die Relativisten. Hier ist Peter Henle zu zitieren:

Die Navaho [...] besitzen Farbbezeichnungen, die den deutschen Wörtern ›weiß‹, ›rot‹ und ›gelb‹ ungefähr entsprechen, aber keine, die den deutschen Farbwörtern ›schwarz‹, ›grau‹, ›braun‹, ›blau‹ und ›grün‹ äquivalent wären. Sie haben zwei Ausdrücke, die dem Wort ›schwarz‹ entsprechen, einer, der die Schwärze der Dunkelheit bezeichnet, und einen, der die Schwärze solcher Gegenstände wie der Kohle bezeichnet. Nhd. ›grau‹ und ›braun‹ entsprechen jedoch in ihrer Sprache einem einzigen Wort, ebenso die nhd. Ausdrücke ›blau‹ und ›grün‹. (Henle 1975: 18)²

Henle schließt dann, dass entsprechend der Farbwörter keine Unterscheidung getroffen werde zwischen grauen und braunen Dingen und weiter, dass der Einfluss der Sprache auf die Wahrnehmung „nicht vernachlässigenswert“ sei (Henle 1975: 32). So überraschend und willkürlich die Feststellungen zu den Unterschieden im Farbwortvokabular der Navaho für Henle sein mussten, folgen sie doch dem späteren Schema von Berlin und Kay, wird von der Unterscheidung der beiden Benennungen für ‘schwarz’ einmal abgesehen. Jene für die Dunkelheit ist möglicherweise kein Grundfarbwort, sondern ebenso dem Bereich ‘schwarz’ zuzuordnen und eben nur auf den Bereich „Nacht“ beschränkt. Für zusammenfassende Bezeichnungen für ‘grün’ und ‘blau’ sowie ‘grau’ und ‘braun’ liefern die Autoren ebenfalls eine regelhafte Erklärung, abgesehen von der natürlichen Farbgebung im Lebensraum der Navaho. Nicht die Sprache bestimmt hier die Wahrnehmung, sondern das, was sie wahrnehmen, bestimmt den Facettenreichtum ihrer Sprache. Henle spricht aber auch von gegenseitigem Einfluss aus Sprache und Wahrnehmung, denn bevor etwas versprachlicht werden könne, müsse es ja wahrgenommen oder wenigstens erdacht worden sein (Henle 1975: 19).

²Die Originalausgabe in englischer Sprache mit dem Titel *Language, Thought and Culture* erschien 1958, also elf Jahre vor der Farbwortstudie von Berlin und Kay.

Auch das Walisische verhält sich keineswegs so sonderbar, wie oft angenommen wird, sondern, von kleinen Besonderheiten abgesehen, lässt es sich genauso in das Schema von Berlin und Kay einordnen, vgl. Abbildung 2.3.

Die Universalisten gehen hingegen davon aus, dass (konkret im Kontext Farbe) die Farbwahrnehmung und -unterscheidung eine Eigenschaft des Gehirns ist und daher bei allen Menschen naturgegeben gleich ist. Das Farbband ist ein Kontinuum, bei dem alle Farben allmählich ineinander übergehen. Dennoch werden die Farbbereiche gruppenweise wahrgenommen und benannt. Berlin und Kay haben gezeigt, dass, so verschieden die Sprachen auch sind, die Farbfoci für die von ihnen benannten Farben sehr dicht beieinander liegen. 2005 führte Paul Kay zusammen mit Regier und Cook eine weitere Farbuntersuchung durch, die das Ergebnis der ersten von 1969 bestätigte (Regier et al. 2005: 8390). Auch die berühmte Untersuchung in „Natural Categories“ von Eleanor Rosch kommt zu einem ähnlichen Ergebnis. Sie untersuchte die Farbunterscheidung und -erinnung bei US-Amerikanern und US-Amerikanerinnen und Dani (Neuguinea, sie haben nur zwei Grundfarbwörter) durch Sortierung und Erinnerung farbiger Plättchen (dem Munsell-Schema (vgl. Anhang A.1)). Trotz der gravierenden Unterschiede bei der Spektraleinteilung durch die jeweilige Sprache waren die Ergebnisse ihrer Untersuchung verblüffend ausgeglichen. Auch etwa die Trennung der blauen von den grünen Plättchen erfolgte problemlos bei beiden Gruppen (Rosch 1973: 330-341). Im Vorjahr kamen Rosch Heider und Olivier nach demselben Experiment mit US-Amerikanern und US-Amerikanerinnen und Sprechern und Sprecherinnen des Dani zu dem Ergebnis, dass die Farbbereiche im Gedächtnis (also dem Gehirn) nur sehr wenig unter dem Einfluss der jeweiligen Sprache stehen (Rosch Heider & Olivier 1972: 352). Es handelt sich sozusagen um Voreinstellungen im Gehirn. Zu einem anderen Ergebnis kam ein Experiment bei den Berinmo (Papua-Neuguinea, sie besitzen fünf Grundfarbwörter, allerdings auch eines, das ‘orange’ und ‘lila’ zusammenfasst, aber kein eigenes für ‘gelb’). Dort wurden bei ähnlichem Versuchsaufbau Plättchen unrichtig in grüne und blaue getrennt, da ihre Sprache eine solche Unterscheidung nicht vornimmt. Als Erklärung könnte jedoch das Ergebnis der Studie von Brown und Lindsey dienen, nach derer besonders in den Tropen, wie Papua-Neuguinea, durch das starke UV-Licht die Augenlinse durch gelbliche Einlagerungen blaue Lichtanteile wie grün erscheinen lässt (Lindsay & Brown 2002: 510). Zwei Jahre später relativieren Regier und Kay diese Annahme mit Daten aus ihrer Untersuchung von 1997. Damals hatten sie 110 Sprachen auf der Grundlage von jeweils 25 Sprechern hinsichtlich ihrer Farbwörter untersucht. Gäbe es ein ‘grue’ (vgl. Kapitel 2.3.3) im Sinne von Lindsay und Brown, würden die Forscher in diesem Bereich nur einen einzigen Farbfocus erwarten, der irgendwo zwischen ‘green’ und ‘blue’ läge. Tatsächlich traten solche Foci aber mehrheitlich bei ‘green’ und ‘blue’ auf, so dass tatsächlich beide Farben wahrgenommen werden, nur eben unter einem Farbwort zusammen gefasst. Außerdem führen sie an, dass die Tropensprachen aufgrund ihrer

wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung ohnehin noch nicht auf der vierten Stufe, der Trennung von *grün* und *blau* in der Hierarchie bei Berlin und Kay (vgl. Kapitel 2.3.1), angelangt wären (Regier & Kay 2004: 289). 2005 schließlich kommen beide Autoren zu dem Ergebnis, dass es sowohl allgemeine kognitive und physiologische Regeln für die Farbwahrnehmung gebe als auch, dass die Benennung und sprachliche Ordnung eine Rolle spiele. Zeitgemäß passt diese Aussage zum sog. gemäßigten Relativismus (Regier et al. 2005: 1-9). Im Jahr 2004 stellten Nicola J. Pitchford und Kathy T. Mullen in Experimenten unter anderem heraus, dass Kinder, obwohl noch nicht im sprachfähigen Alter, schon bestimmte Präferenzen für die Grundfarben hätten, dass Farbunterscheidungen und die universelle Gruppierung des Farbspektrums also angeboren und angepasst an das menschliche (Über-)leben seien (Pitchford & Mullen 2005: 296-300).

Wierzbicka stellt zusammen, dass mit dem differenzierteren Farbwortsystem auch das Denken über Gegenstände und Dinge dieser Farben differenzierter würde (Wierzbicka 1990: 142-145). Wenn aber die Erkenntnis über diese Farben deren Benennung voraussetzt, wie kann dann die Benennung überhaupt erfolgen, wenn die Farbe und deren Abgrenzung zu anderen Farben noch gar nicht gedacht werden können? Die Farbunterscheidung ist erstens naturgegeben und überlebenswichtig und zweitens gehe jedem Erkenntnisprozess notwendigerweise ein Denkprozess voraus (Kade 1968: 68). Hierfür sprechen etwa die Metapher als Wortbildungsverfahren oder auch die metonymische Farbwortbenennung.

Sowohl die universalistische als auch die relativistische These lassen sich mit Experimenten belegen. Wird aber davon ausgegangen, dass Gehirne von Tieren Farben unterscheiden können, ohne dass sie über Sprache in dem Sinne verfügen, wie sie von den Untersuchenden vorausgesetzt worden ist, liegt doch die Annahme nahe, dass die Farbunterscheidung naturgegeben zu ihrem Überleben in den Gehirnen von Tieren und Menschen verankert ist. Da farbiges Licht (bzw. welches verschiedener Wellenlängen) schon länger als Lebewesen existiert, haben sich diese an das farbiges Licht angepasst und ihren Nutzen hieraus gezogen. In der Wahrnehmung des Menschen fallen zudem bestimmte Erscheinungen der Umwelt zu Bündeln zusammen, einfach, weil sie oft oder immer zusammen erscheinen, und beeinflussen die semantische Kategorienbildung (Etwa „Stamm“, „Äste“ und „Blätter“ eines Baumes). Dieses Zusammenspiel trägt nach neuerer Erkenntnis ebenso zur Begriffsbildung bei, wie sie von Sprache (und damit Kultur) zu Sprache (und Kultur) unterschiedlich sein können. Rosch spricht hier von „perceived world structure“ (Rosch 1978: 29)[sokol 213]. Bei Farben verhält es sich ebenso, während ‘rot’ in Form roter Gegenstände überall vorkommt (Blut, Fleisch, Blüten, Früchte etc.), sind ‘lila’ und ‘orange’ eher selten.

Neuere Studien von Roberson et al. von 2000 bzw. 2002 hinterfragen die universalistische Spektralteilung mittels Farfoci über sämtliche Einzelsprachen hinweg (Vgl. Regier et al. 2005 & 2007). Berlin und Kay hätten 1969 mehrheitlich Sprachen industrial-

serter Kulturen berücksichtigt, weniger industrialisierte könnten von diesen Farbfoci abweichen. Bekannt geworden ist in diesem Zusammenhang die Berinmo-Sprache. Das Besondere ihrer Farbbenennung ist, dass sie *blau* und *gelb* mit einem einzigen Farbwort zusammenfasst, das spektral zwischen beiden liegende *grün* aber mit einem anderem benennt. Diese Beobachtung stimmt nicht mit dem Ergebnis von 1969 überein. Regier et al. konnten 2005 aber dennoch zeigen, dass auch das Berinmo über Farbfoci im Sinne der Studie von 1969 verfügt. 2007 haben dieselben Autoren Untersuchungen nicht zu den Farbfoci, sondern zur sprachabhängigen Grenzziehung zwischen den Farbwörtern angestellt. Sie stellten fest, dass sowohl Verortung des benannten Farbbereiches im Spektrum als auch dessen Grenzen „free parameter“ seien, einzig müsste der Farbbereich zusammenhängend sein. Die Grenzen unterlägen daher kultureller Bestimmung, in Abhängigkeit von der Fülle der zur Verfügung stehenden Farbwörter (Vgl. Regier et al. 2007: 1441 2007).

Die vom Auge unterschiedenen Farben werden im Gehirn mit Erfahrungswerten, also mit schon im Gehirn Vorhandenem, abgeglichen und erst dann wahrgenommen. Die Wahrnehmung wird durch das Netz der Sprache zwar in bestimmter Weise strukturiert und sortiert, aber wohl nicht endgültig bestimmt (sog. „gemäßigter Relativismus“)³. Der Mensch benennt Farben, um sie zu unterscheiden und weil er bzw. sie sie mit kultureller Relevanz unterscheidet, benennt er bzw. sie sie. Daher fällt es wohl gar nicht auf, wenn grün und blau nicht sprachlich unterschieden werden, weil hierfür keine eigenen Bezeichnungen existieren. Farbunterschiede werden zwar wahrgenommen, aber nicht ausgedrückt oder bezeichnet. Sie sind also für das Leben in der benennenden Kultur unwichtig oder wird anders gelöst.

Im vorherigen Kapitel wurde dargestellt, dass der Sehapparat des gesunden Menschen mit gesundem Gehirn auf rein physiologischer Ebene sämtliche Abstufungen im sichtbaren Bereich des Lichtes wahrnimmt. Wird aber davon ausgegangen, dass sämtliche natürliche Farben, etwa die des Wassers, der Blätter von Bäumen, Boden etc., über die ganze Welt tatsächlich gleich sind, also Licht der gleichen Wellenlängen aussenden bzw. reflektieren, bedeutet dies jedoch auch, dass die besonderen individuellen Einteilungen des sichtbaren Bereiches kulturbestimmt sind und endlich von den besonderen Lebensumständen abhängen. Daniel Weiss nennt derartige Unterschiede und führt sie als Probleme in der Untersuchung von Farbbennungen zwischen deutschsprachigen und englischsprachigen Versuchspersonen auf. Er verweist ebenso auf die Tatsache, dass mit zunehmend niedrigem Sonnenstand vor allem langwelliges Licht auf die Erde trifft, während das kurzwelligere beim Eintritt in die Erdatmosphäre stärker abgelenkt wird (Weiss 1996: 99). Deshalb ist das Morgen- und Abendlicht, z.B. in Mitteleuropa, röt-

³Dennoch ist damit das Problem nicht gelöst. Durch die Sprache der Mutter kann, wenn dieser These Glauben geschenkt wird, das Denken des Kindes gelenkt werden. Anders herum können Erfahrungen auf das Denken Einfluss nehmen und sprachlich gefasst geäußert werden etc.

lich, in den Äquatorregionen tritt dieses Farbenspiel hingegen gar nicht auf. Auch das Meer kann durch bestimmte Algen oder Minerale großflächig z.B. grünlicher erscheinen. Grundsätzlich erscheint es aber bläulich, da es die Farbe des Himmels reflektiert. Daher ist es eigentlich nicht blau, sondern nimmt lediglich die Farbe des Himmels an. Auch der Boden ist verschieden gefärbt, auf Kuba durch den hohen Eisenanteil rötlicher als etwa in Mitteleuropa. Wüstensand ist meist gelblich. Mit veränderlichem Sonnenstand und des entsprechend spektral verschieden zusammengesetzten Sonnenlichtes, das im Tagesverlauf auf die Dinge in der Umwelt und schließlich in die menschlichen Augen trifft, ist die Umwelt am Morgen anders gefärbt als am Abend und zwar stärker als dies wahrgenommen wird. In seiner populärwissenschaftlichen Darstellung „Through the language glass“ widmet Guy Deutscher der korrigierenden Funktion des Gehirnes ein eigenes Kapitel mit dem Titel „the brain’s photoshop“. Dort erwähnt er die Experimente der Universität Gießen, wo an einer gelben Fläche im Gegensatz zu einer Banane gezeigt werden konnte, dass das Gehirn, nachdem die Banane erkannt wurde, sie automatisch gelb färbte. Die gelbe Fläche wurde kontinuierlich entfärbt und erschien letztlich grau. Die Versuchspersonen sollten eine Taste drücken, wenn ihrer Meinung nach die Fläche keinerlei Gelbanteile mehr enthielt. Obwohl der Versuchsaufbau für die Banane exakt gleich war, wurde die Taste später ausgelöst, da das Gehirn aus Erfahrungswerten heraus hier automatisch mehr bzw. länger Gelb hinzufügt und damit Gelb wahrgenommen wird, obwohl eigentlich keines mehr gesehen wird. Der Grund hierfür liegt in der korrigierenden Funktion des Gehirns. Es „weiß“, wie normalerweise eine Banane aussieht und korrigiert das tatsächliche Bild, wenn aufgrund spektraler Unterschiede die Zusammensetzung des Lichtes eine andere ist (Deutscher 2011: 248-249). Diese Erscheinung führt Gerhard Roth zu dem Schluss, dass eine „feste Zuordnung zwischen Lichtwellenlängen und Farbempfindungen“ nicht existiere, sondern vielmehr, gerade beim Wechsel der spektralen Zusammensetzung des Tageslichtes im Tagesverlauf, das Gehirn die jeweils kleinste von den Retinarezeptoren eingefangenen Wellenlänge als Blau-violett und entsprechend die größte als Rot interpretiert wird (Roth 1994: 107). Mittels dieser Korrekturfunktion ist, innerhalb eines bestimmten Rahmens, während des gesamten Tagesverlaufs eine genaue Identifizierung von Farben bzw. farbigen Gegenständen möglich. Diese Erscheinung wird „Farbkonstanz“ genannt und sorgt dafür, dass die Welt nicht „morgens, mittags und abends [...] dramatisch anders aus[sähe]“ (Roth 1994: 207).

Der visuelle Cortex liegt bei den meisten Menschen in der linken Hemisphäre. Über die Brücke (Pons) ist sie mit der rechten verbunden, in der das Sprachzentrum vermutet wird. Beide Gehirnhälften stehen in ständigem Austausch. Wird nun chirurgisch, etwa bei schwerer Epilepsie, diese Verbindung irreversibel getrennt, ergeben sich zwar keine einschneidenden Veränderungen in der Psyche und den Fähigkeiten der Betroffenen. Jedoch auf kognitiv-sprachlicher Ebene passiert Erstaunliches: Wird einem bzw. einer

solchen Splitbrain-Betroffenen nur über das rechte Auge ein Gegenstand gezeigt, können sie diesen normal benennen. Wird der Gegenstand aber nur mit dem linken Auge betrachtet, sind sie nicht in der Lage, ihn zu benennen, wohl aber ihn zu zeichnen. Das Sprachzentrum wird durch die unterbrochene Verbindung vom Lichtreiz nicht erreicht und daher nicht aktiviert. Werden zwei verschiedene Gegenstände gezeigt, jeweils einen jedem Auge, malt der Patient bzw. die Patientin mit der linken Hand den im rechten Auge und benennt aber den, den das linke Auge sieht, umgekehrt scheitern sie (Gazzaniga 1998). Der McGurk-Test etwa zeigt die enge Zusammenarbeit mehrerer Hirnareale bei der Wahrnehmung auf eindrucksvolle Weise. Die eigentliche Wahrnehmung kommt hierbei aus dem Erfahrungsschatz des Gehirns, da zunächst alles regelhaft scheint. Das Gehirn setzt die Reihe regelhaft fort, aber beim McGurk-Test wird nicht stereotyp verfahren, sondern von den Erfahrungen bewusst abgewichen. Vom Gehirn unbemerkt entsteht hierbei der Fehleindruck (Vgl. z.B. Sokol 2007: 87). Die tatsächliche Wahrnehmung wird mit dem Erfahrungsschatz abgeglichen und dann erst wahrgenommen. Weitere Beispiele hierfür sind etwa das Phänomen, geschriebene Worte auch lesen zu können, wenn die beteiligten Buchstaben verdreht sind, nur Anfangs- und Endbuchstabe müssen am richtigen Platz stehen, das Gehirn ergänzt oder berichtigt Fehlstelle bzw. Fehler. Diese Beobachtungen treten oft erst bei bewusstem Konzentrieren hierauf zu Tage. Bei flüchtigem Betrachten fallen die Fehler oft gar nicht auf. Auch das Hören von falschen Textzeilen in Liedern (bekanntestes Beispiel ist hier „Anneliese Braun“ anstelle von „All the leafs are brown“) zählt hierzu. Im Alltag ist dieses Verhalten durchaus nützlich, etwa wenn Gefahren schnell erkannt werden müssen oder bei „intuitiv“ richtigem Verhalten und damit der Mensch sein eigenes oder anderes Leben rettet. Tests mit künstlich eingefärbtem Essen ergaben, dass den Testpersonen blauer Reis nicht schmeckt, weil das Gehirn keine blauen Lebensmittel kennt und hierbei der Warnmechanismus einsetzt (z.B. Pfeilgiftfrösche).

Es kann festgehalten werden, dass die Dinge wohl nicht in der Art wahrgenommen werden, wie sie wirklich sind, der Mensch aber nur die von seinen Sinnesorganen wahrgenommene Welt kennt. Die Welt wird letztlich nur durch Augen und Gehirn gesehen. Das Gehirn verarbeitet die Reize, bevor sie wahrgenommen werden und gleicht sie mit Erfahrungen ab. Bei gleichzeitiger Wahrnehmung verschiedener Sinnesreize ordnet es bestimmte Reize anderen unter und leitet das menschliche Verhalten oft auf Grundlage von Erfahrungswerten. Mit Farben verhält es sich ebenso. Sprache und Denken sind zwar verbunden, aber die Sprache wird flexibel nach den Bedürfnissen des Denkens ausgeweitet, z.B. durch Metaphern oder etwa bei der Benennung von Farben wie im Kapitel 2.3.4 dargestellt. Anna Wierzbicka fasst zusammen: „Language reflects what happens in the mind, not what happens in the brain.“ (Wierzbicka 1990: 103). Das Splitbrain-Experiment zeigt, dass trotz einer Isolierung von Sprache und Denken bzw. Wahrnehmung, der Denkprozess stattfindet und eine Versuchsperson in der Lage ist,

den gesehenen Gegenstand zu zeichnen, ohne ihn benennen zu können. Farben werden ebenso wahrgenommen als überlebensnotwendige Eigenschaft des Gehirns, auch wenn die jeweilige Sprache mit nur wenigen Farbwörtern auf wenige Grundfarben referiert. Im Kapitel 2.2.1 wurde auf die instinktive und überlebensnotwendige Fähigkeit zur Unterscheidung von Farben hingewiesen, die auch Lebewesen treffen, die nach heutiger Ansicht nicht über Sprache im Sinne linguistischer Betrachtung verfügen. Sprachen sind dynamisch und flexibel, sie sind soweit differenziert, wie es die Lebensumstände erforderlich machen, weitere Differenzierung ist überflüssig und wird durch das Ökonomieprinzip ausgeschaltet. Bezüglich der Farben kann gesagt werden, dass, wie in Experimenten gezeigt wurde, auch ohne eine konkrete differenzierte Benennung dennoch verschiedene Farbtöne optisch unterschieden werden können. Es könnte genauso ein zwölftes oder dreizehntes Grundfarbwort eingeführt werden, wenn mehrheitlich der Bedarf dafür entsteht. Der Prozess der Bildung von gegenwärtig elf Grundfarbwörtern darf nicht als abgeschlossen angesehen werden. Das zeigen Sprachen wie etwa das Japanische, bei dem eine Evolution und Verfeinerung der Farbbenennungen parallel zur sozial-wirtschaftlichen Entwicklung seiner Kultur beobachtet und nachgewiesen werden konnte. Zwar wird eine weitere Verfeinerung insgesamt mit jeder neuen Benennung immer weniger sinnvoll bzw. erforderlich und wahrscheinlich, da die Farbbenennung ebenso den Prinzipien der Ökonomie und der größten Differenzierung unterliegen: so viel wie möglich, aber nicht mehr als nötig. Aber eine Weiterentwicklung darf nicht ausgeschlossen werden, das Japanische könnte etwa noch die Trennung von синий *sinij* und голубой *goluboj* aus dem Russischen übernehmen. Dies ist etwa zu vergleichen mit Rekorden beim Sport. Je besser die Rekordzeiten oder -höhen werden, desto unwahrscheinlicher wird eine noch bessere Leistung, aber sie ist nicht ausgeschlossen. Bisher sind diese elf Grundfarbwörter in den Industriekulturen ausreichend, das Ökonomieprinzip und das Prinzip der größten Differenzierung haben sich bei diesen elf Grundfarbwörtern eingependelt, doch kann jederzeit eines wegfallen oder hinzutreten (vgl. Kapitel 2.3.4). Ein Mitglied einer Sprachgemeinschaft bemerkt, wie oben gesagt, den Unterschied in Benennung und Referenz zwischen der eigenen und einer anderen Sprache erst, wenn diese gelernt wird und dabei, neben den Farben, noch viele andere Konzepte neu gebildet bzw. mit neuen Namen versehen werden müssen. Er bzw. sie kann so auch ein Farbwort aus einer anderen Sprache importieren, es könnte sich in der Muttersprache etablieren und damit eine feinere Gliederung des Farbfeldes ermöglichen. In den Sprachlehrbüchern sind bei der Einführung der Grundfarbwörter, und in der Regel werden nur diese eingeführt, meist farbige Flächen den Namen zugeordnet. Wie das Experiment von Rosch zeigt, wird die Aneignung dieser neuen Benennungen und Grenzen im Spektrum für Sprecher und Sprecherinnen des Navaho kaum schwieriger sein als für Russen und Russinnen, denn alle nehmen die Farben wahr, die Muttersprache differenziert sie vielleicht nicht, aber im Lehrbuch wird dann

das Konzept mit dem neuen Farbwort verknüpft. Um dann z.B. im Navaho wieder auf diese gelernten englischen Farben zu referieren, kommt möglicherweise dann die unter 2.3.4 beschriebene Konversion mittels Vergleichswörtern zum Einsatz. Dass gemäß der Sapir-Whorf-Hypothese Farben von Menschen einer Kultur nicht gesehen werden, wenn ihre Sprache sie nicht benennt, ist unter den bisherigen Erkenntnissen bei allem Respekt auszuschließen. Benjamin Lee Whorf schreibt:

When we bring in the native languages of the Americas, where speech communities for many milleniums have gone their ways independently of each other and of the Old World, the fact that language dissect nature in many different ways becomes patent. (Whorf 1956: 214)

Whorf hat erstaunliche, verblüffende und die Linguistik bis heute beschäftigende Erkenntnisse geliefert, die zwar in vielen Bereichen gültig sein mögen, nicht jedoch in dem der Farben. Zwar lassen neuere Untersuchungen zu einzelnen Sprachen, wie dem Berinmo, die Überlegung zum Einflusskomplex Sprache-Denken zu, jedoch ist damit die Hierarchie von Berlin und Kay nicht gestürzt. Ob ein Reiz überhaupt vom Auge eingefangen wird, hängt von dessen Physiologie und der Wichtigkeit für das menschliche Überleben ab und werden daher per se von der Sprache unabhängig wahr genommen oder nicht. Hier bestimmt nicht die Sprache das Weltbild, die Sprache hinkt der Welt und ihren Farben hinterher, gebremst von der Kultur, die für die ausdifferenzierten Farbwörter noch keine Verwendung hat. Würde die Sprache das Denken determinieren ließe sich keine Evolution der Farbwörter, ja fast überhaupt keiner Sprache auf diachronem Wege, erklären. Es wäre nicht erklärbar, wie sich plötzlich neue Farbbegriffe und -bezeichnungen formen und einbürgern. Benjamin Lee Whorf dagegen spricht nur von der Beeinflussung von Sprache und Denken, er lässt dabei aber offen, welches von welchem wie beeinflusst wird. Auch dieser abgemilderten Form kann hier für die Farbwahrnehmung nicht zugestimmt werden. Gerade die sprachübergreifend gültige Hierarchie zeigt ja, dass die Wahrnehmung nicht einzelsprachlich gebunden ist, sondern vielmehr die Sprache(n) mit der Wahrnehmung erst ausgebaut werden. Gegenüber anderen von Whorf beschriebenen Phänomenen, etwa dem Zeitbegriff, ist Farbe naturgegeben und wird, so die universalistische These, von jedem Menschen bzw. seinem Gehirn gleich wahrgenommen. Das ist sogar notwendigerweise überlebenswichtig. Hingegen ist die Bindung des Zeitbegriffs in Whorfs Sinne an Sprache sehr wohl nachvollziehbar und weniger natürlich vorgegeben. Von der Frage, ob Farbwahrnehmung nun sprachlich determiniert ist oder nicht, gingen in der Folgezeit unter anderem auch Berlin und Kay bei ihrer Untersuchung in „Basic Color Terms“ aus. Das Bemühen des Farbbeispiels für die Sapir-Whorf-Hypothese ist also nicht haltbar. Diese Erkenntnis ist nicht neu, so ist sie etwa bei Zimmer 1994: 140 nachzulesen.

Der Fall des Japanischen oder auch des Swahili, genauso wie die Ergebnisse von Rosch, Paul Kay, Roberson etc. zeigen, dass Mitglieder einer Sprache ohne differenzierte Grundfarbwörter ebenso in der Lage sind, Farben zu unterscheiden, wie Sprecher und Sprecherinnen des Englischen oder Französischen.

2.3 Farbe und Kultur

Nachdem in Grundzügen der höchst komplexe Vorgang der optischen Wahrnehmung in einem für diese Arbeit relevanten Ausmaß geschildert worden ist, wird nun die sprachliche und kulturelle Seite von Farben beleuchtet werden. Es soll der besseren Verständlichkeit und Handhabbarkeit dienlich sein, hierbei die Bezeichnungen *Wahrnehmung* und (*reale*)(Um-)Welt wie folgt zu benutzen. *Wahrnehmung* bezeichnet jede Art dessen, und im Besonderen hier auf optischem Wege, was an Informationen aus der Umwelt auf das Auge trifft. Alles, was der Mensch sieht bzw. sehen kann, ungeachtet dessen, wie er bzw. sie es sieht, wird mit *Wahrnehmung* beschrieben. Der zweite Ausdruck nimmt Bezug auf das, was als Realität angenommen wird. Alles, was gesehen bzw. gehört, gefühlt, geschmeckt etc. werden kann, ist demnach hier (*reale*)(Um-)Welt. Ob diese Welt nun wirklich (so) existiert, ist hier nicht relevant, einzig die Tatsache, dass der Mensch einen Eindruck optischer Natur von dem ihn bzw. sie Umgebenden gewinnen.

„Durch verschiedene Sprachen entstehen unterschiedliche Weltansichten“ (Stolze 2001: 30). Diese Aussage mag zutreffen auf die Neubenennung und „[Erschaffung] einer Realität, indem sie [die Sprache] beobachtbare faktische Gegebenheiten ordnet“ (Stolze 2001: 31), wenn für diese Neubenennung etwa Metaphern oder Metonymien bemüht werden. Leo Weisgerber argumentiert sehr anschaulich und detailliert für die Existenz einer „geistigen Zwischenwelt“ (Weisgerber 1962: 38-63), von der aus Neues mit Bekanntem assoziiert und strukturiert wird. Diese Strukturierung gehe letztlich von der Sprache aus und auch das abstrakte ‘Rot’ oder ‘Blau’ befindet sich dort. Jedoch, im Falle der sprachlichen Entwirrung des Sternenhimmels in Sternbilder, so Weisgerbers Beispiele, ist hier allenfalls ein mittelbarer Zusammenhang zu sehen zwischen der individuell benennenden Sprache und dem durch sie strukturierten Sternenhimmel. Zwar könnte angenommen werden, dass, wenn in einer Kultur Affen eine sehr gewichtige Rolle spielen, mit großer Wahrscheinlichkeit einige markante Sterne zu einer affenähnlichen Figur zusammengefasst und entsprechend benannt werden, das aber ist weniger an die Sprache, sie ist nur ausführend, als mehr an die Kultur gebunden, denn sie gibt erst den Impuls letztlich zur Benennung (Vgl. mit Rosch 1978 im Kapitel 2.2.3). Mit McNeill (1972) muss gesagt werden, dass eine Benennung erfolgt, wenn das Benannte soviel gesellschaftliche Bedeutung erhält, dass darauf referiert werden muss, dass es sozusagen der Benennung lohnt. Der Sternenhimmel wird nun zwar sprachlich strukturiert, aber durch die Sprache nur mit bereits bekannten Mustern verknüpft und dann

mit den selben sprachlichen Einheiten verknüpft. So wird eine bestimmte Sterngruppe ihrer Assoziation nach in der geistigen Zwischenwelt mit den lebenden Fischen verbunden über ihren Stellvertreter: das Wort ‘Fisch(e)’. Es werden bereits bekannte und benannte Rahmen um die Sterne gelegt, wie etwa den des ‘Fisches’, aber keine neuen Konzepte erfunden, die sich nur auf eine bestimmte Anordnung von Sternen beziehen. Die Benennung erfolgt aus bereits Bekanntem heraus. Nun dienen zwar sprachliche Zeichen als Rahmen für eine bestimmte Sternanordnung, diese entstehen aber nicht aus dem Weltbild der Sprache, sondern aus den in der Kultur (natürlich, aber auch religiös) existierenden Lebewesen und Dingen und deren Wichtigkeit im Leben dieser Kultur. Eine bestimmte Sternanordnung könnte nun das Bild eines Tieres zeichnen, das noch nicht von der beobachtenden Kultur benannt ist. Nur weil dieses noch namenlos ist, können sie es dennoch beschreiben und eine Verbindung herstellen zwischen jenem Tier und dem Sternbild (Vgl. die Argumentation von Koschmieder 1965: 109-110). Wahrscheinlicher scheint aber die Benennung mittels schon bekannter Konzepte zu sein, dann wird zwar der Sternenhimmel durch Sprache strukturiert, indem diese Sternengruppe so, eine andere so benannt wird, aber diese Strukturierung ist nur scheinbar durch Sprache erfolgt, als grundsätzlich durch den Vergleich mit schon außersprachlich Vorhandenem. Die Benennung und Strukturierung der Sterne lässt also Rückschlüsse zu auf die Kultur und möglicherweise auf die Konzeptualisierung der Umwelt im Gehirn. So wie auch die Grundfarbwörter in ihrer Etymologie (vgl. 2.3.2) eher Rückschlüsse zulassen auf die Fragen, wo die Kultur lebt, welche Dinge für sie zentral sind. Weniger lassen sich mit ihnen die benennenden Sprachen analysieren.

Auch das Farbspektrum wird offenbar sprachlich entwirrt, indem mit Wörtern einzelne Ausschnitte von anderen abgetrennt werden. Durch die Motivation ihrer Benennungen aber wird deutlich, dass hier die Sprache ebenso nur scheinbar die strukturierende Gewalt ist, als vielmehr die Präsenz farbiger Dinge und ihre kulturelle Bedeutung in der Umgebung der benennenden Sprachgemeinschaft, die durch Vergleiche die Entwirrung nach ihrer Wichtigkeit vornimmt. Daher ist zumindest für außersprachliche Realia davon auszugehen, dass hier nicht die Sprache, sondern ihre bloße Existenz die Dominante für das Denken ist. Die Untersuchungen Whorfs erstrecken sich aber nicht nur auf diese Realia, sondern auch auf Erscheinungen, die ohne tatsächliche außersprachliche Referenz von den Sprachen verschieden gefasst werden. Etwa der Zeitbegriff oder die Einteilung von Vorgängen und Dingen, die in den SAE-Sprachen⁴ gegenüber der Hopi-Sprache inkonsequent in Verben und Nomina getrennt werden. Hierin ist auch die Unterscheidung Kollers (Vgl. Kapitel 3.3) zu berücksichtigen. Im Gegensatz zu den Farben, die außersprachlich repräsentiert sind, sind *Geist* und *mind*, wenn auch nicht vollständig in der Wirklichkeit inexistent, so doch nicht in dem selben Maße repräsentiert. Das zeigen auch die Probleme bei ihrer Übersetzung. Für natürlich existierende Dinge,

⁴Terminus von Whorf: Standard Average European.

und hierzu sind die Farben zu zählen, ist daher, zumindest unter Vorbehalt, die Hierarchie im Titel Whorfs *Sprache-Denken-Wirklichkeit* bzw. *Language-Thought-Reality* jedenfalls für die ersten beiden Elemente zu vertauschen. In diesem Zusammenhang ist auch auf die kognitive Linguistik zu verweisen und die Tatsache, dass beispielsweise mittels Metaphern sprachliche Konzepte (neu) gebildet werden, die zwar gedacht werden, aber sprachlich (noch) nicht repräsentiert sind. Die Komplexität der Metaphern ist nahezu unüberschaubar und soll hier nicht Gegenstand sein, jedoch fußt die Metapher auf bereits Bekanntem und versucht, Neues durch Altes fassbar zu machen. Außerdem erlaubt sie in gewisser Weise einen Rückschluss auf das Denken und die kognitiven Funktionen, wie Konzeptualisierung etc. Die Metapher ist daher genauso motiviert wie die Überzahl der sprachlichen Zeichen selbst, da sie auf dem Erfahrungsschatz und freilich auch auf den sprachlichen Gegebenheiten aufbaut und dem Denken zu einem schnellen Ausgang verhilft, wenn die Sprache diese Mittel (noch) nicht zur Verfügung stellt. Bemerkenswert ist, dass Metaphern zwar einzelsprachlich verschieden realisiert werden, eben nach den einzelsprachlichen Regularien, jedoch von einem, wahrscheinlich allen Menschen gleichen Denkmuster, ausgehen und auf dieses rückschließen lassen.

Die oft zitierte verschiedentliche Einteilung des Farbspektrums durch verschiedene Sprachen zum Aufzeigen der grundlegenden Unterschiedlichkeit derselben und der Arbitrarität sprachlicher Zeichen ist ebenfalls kritisch zu betrachten. Die Einteilung erfolgt zwar mit Sprache, sie stellt aber nur eine Möglichkeit des Denkens dar (→kognitive Linguistik). Die Sprache ist hierin nur als Bindeglied zu verstehen zwischen dem Vergleichsobjekt und dem Referendum zwischen lat. *caelus* und dem Farbeindruck 'blau', den neben dem Himmel auch blaue Augen vermitteln. Wenn eine Kultur einen Farbbereich weiter spezifizieren will, folgt die Sprache ihr sozusagen unauffällig. Die Benennung erfolgt dann zwar wieder mit, aber nicht durch Sprache. Kritisch sind in diesem Zusammenhang die in das Farbschema zum Walisischen und Deutschen bzw. Dänischen von Hjelmslev hineingelesenen Aussagen zu bewerten.

Das Schema in Abbildung 2.2 erweckt den Anschein, *glas* würde für alle drei Farben des Deutschen verwendet werden. Tatsächlich trifft dies aber erstens nur für die Randbereiche zu, die Fokalfarben für 'grau' und 'grün' sind auch im Walisischen eigenständig ausformuliert, zweitens kann auch im Deutschen ein zwischen 'grau' und 'blau' gelegener Farbton als *blau*, *grau* oder *graublau* bezeichnet werden und drittens nimmt das Walisische eine weitere Einteilung vor, die aus diesem Schema nicht hervorgeht: es unterscheidet nach künstlichen und natürlichen Farbtönen. Britta Schulze-Thulin erklärte hierzu persönlich, dass *glas* für Naturfarben stehe, also für das Grün der Bäume ebenso wie für das Blau des Meeres oder das Grau der Steine und der Kontext hier desambiguiere. *Gwyrdd* wird zwar für 'grün' verwendet, jedoch nur für künstliches, ebenso *llwyd*, das für künstliches 'grau' benutzt wird (Schulze-Thulin 2006: 22).

gwyrdd	glas		llyrd		Walisisch
grün	blau	grau	braun		Deutsch




Abbildung 2.2: Farbschema nach Hjelmslev 1974

2.3.1 Grundfarbwörter – Berlin und Kay

Es würde wohl grundsätzlich dem Ökonomieprinzip von Sprache widersprechen, alle optisch unterscheidbaren Farbtöne mit eigenen Namen zu versehen. Werden sämtliche Helligkeitswerte (dadurch lassen sich z.B. orange und braun unterscheiden) und Sättigungsstufen einbezogen, kann der Mensch mehrere Millionen Farbtöne unterscheiden (Hörmann nennt 7,5 Millionen Farbtöne) (Hans Hörmann, zitiert in Luther 1970: 209). Dem gegenüber aber stehen, für das Deutsche, nur einige tausend Farbwörter (Vgl. Farbnamenlexikon). Würden alle bezeichnet, ergäbe sich erstens unendliche viele Farbwörter und zweitens würde höchste Uneinigkeit bei beinahe jeder Bezeichnung herrschen. Schon die 4 000 Farbwörter bei Seufert sind teilweise uneindeutig (z.B. Stachelpalmengrün – Lauchgrün – Stachelbeergrün – silbergrün). Okkasionell gebildete Farbbezeichnungen, auf die im letzten Kapitel verstärkt eingegangen wird, sind hier nicht in ihrer Fülle erfasst. Auffällig ist jedoch, dass kaum eine der gelisteten Bezeichnungen ohne das angehängte Grundfarbwort auskommt (Seufert dokumentiert etwa Realgar [ein Rot] oder Navy [ein Blau]) und zweitens, dass oft das selbe Determinans für verschiedene Determinata Verwendung findet: steingrau – steinblau – steinweiß – steingelb (Seufert 1955: 223). Für das Englische haben Maerz & Paul 1950 etwa 3 000 Farbwörter dokumentiert.

Alle Farbwörter, egal ob sie nun einen sehr breiten Einsatzbereich zeigen wie etwa *rot* oder nur einen sehr engen *zitronengelb*, lassen sich im Prinzip auf eine überschaubare Anzahl an Grundfarben „herunterbrechen“, von denen sie sich ableiten. Diese Grundfarbwörter teilen das Farbspektrum immer feiner ein. Im Swahili existieren, nach Berlin und Kay, drei Grundfarbwörter: ‘hell’, ‘dunkel’ und ‘rot’, die das gesamte Spek-

trum dreiteilen. Wird nun eine feinere Abstufung erforderlich bzw. ist der Bereich 'rot' zu ungenau, erfolgt eine Vierteilung des Spektrum mit einem neuen Farbwort. Alle verbalisierten Referenten gehen auf die jeweiligen Grundfarben zurück. Gibt es einen Referenten, der sich keiner Grundfarbe zuordnen lässt, so wird diese zur neuen Grundfarbe. Für das Deutsche sind auf diese Weise *gelb*, *blau*, *grün*, *rot*, *orange*, *braun*, *lila*, *rosa* und die unbunten bzw. nichtprismatischen Farben *schwarz* und *weiß*, sowie ihre Mischung *grau* entstanden. Aber eine Reihe von Sprachen ist noch nicht auf dieser letzten Stufe der Farbhierarchie nach Berlin und Kay angekommen, etwa das Swahili, das keine verbale Eilteilung, sondern lediglich eine viel gröbere Dreiteilung vornimmt. Brent Berlin und Paul Kay haben 1969 mit *Basic Color Terms* eine Farbstudie vorgestellt, in der sie die unterschiedliche Unterteilung des für den Menschen sichtbaren Spektrums durch verschieden viele Grundfarbwörter in 98 Sprachen der Welt aufzeigen. Ihre Definition von Grundfarbwörtern soll hier zur Festlegung von eben diesen *Grundfarbwörtern* dienen (Siehe unten).

Grundsätzlich kann es nicht nur ein einziges Farbwort geben, da für eine Benennung eine Grenzziehung erforderlich ist. Das Sprichwort „Ausnahmen bestätigen die Regel“ zeigt, dass mindestens zwei gegeneinander abgrenzbare Bereiche nötig sind, damit eine sinnvolle Benennung erforderlich wird und umsetzbar ist. Farben werden benannt, um sie (bewusst) zu unterscheiden und zu kommunizieren und damit sie bewusst unterschieden und kommuniziert werden können, werden sie mit einer Benennung versehen. 'Schwarz' ist nur zu erkennen, weil es z.B. 'weiß' gibt, das sich von ihm abhebt. Gäbe es nur 'schwarz' und alle Dinge wären einzig schwarz, oder weiß oder rot, bräuchte diese Eigenschaft nicht benannt werden, ja es entstünde gar nicht erst die Notwendigkeit hierzu, da so eine Abgrenzung diesbezüglich weder vorhanden noch nötig ist. Wer sollte etwas benennen, das sowieso allgegenwärtig ist und deshalb nicht gegen etwas anderes abgegrenzt werden muss? Und weiter, wieso sollte eine Regel formuliert werden, wenn es sowieso nur eine Möglichkeit gibt? (Vgl. Whorf 1963: 8-9)

Die Beschränkung auf Grundfarbwörter in dieser Arbeit sowie ihre wissenschaftliche Abgrenzung gegenüber übrigen Farbwörtern ist entscheidend, da etwa ohne 'grün' es auch kein 'blattfarben' oder 'grasfarben' geben könnte. Sie ist nicht nur aus pragmatischen Gründen wichtig, sondern auch, weil sich nur so Sprachen auf objektiver Grundlage vergleichen lassen. Wenn die Farbe des Grases kulturell wichtig wird, und noch keine Benennung hierfür existiert, dann schließt *grasfarben* als Grundfarbwort fortan diese Lücke. Sie liegen nicht nur physikalisch höheren, tertiären Farben (etwa *bordeaux-rot* oder *mauve*) als Primär- oder Sekundärfarben bei ihrer Herstellung bzw. Mischung zu Grunde, sondern auch oft linguistisch bei ihrer Benennung (*bordeaux-rot*, *steingrau*, *zitronengelb*). Berlin und Kay kamen in ihrer Farbstudie zu dem Ergebnis, dass nicht nur die Farbfoxi (etwa das typischste *Rot*, *Gelb*, *Blau etc.*) in allen untersuchten Kulturen auffällig nah bei einander lagen, sondern auch, dass die Reihenfolge,

in der die Grundfarbwörter erschlossen werden, nicht zufällig war. Bloomfield schreibt 1933 in Bezug auf das Farbspektrum noch:

[...] languages mark off different parts of this scale quite arbitrarily and without precise limits, in the meanings of such color-names as *violet*, *blue*, *green*, *yellow*, *orange*, *red*, and the colornames of different languages do not embrace the same gradations. (Bloomfield 1933: 140)

Berlin und Kay haben gezeigt, dass eine Sprache mindestens über zwei Grundfarbwörter (schwarz und weiß) und höchstens über elf (schwarz, weiß, rot, grün, gelb, blau, braun, lila, rosa, orange und grau) verfügt, die in dieser Reihenfolge, mit zunehmender sozialer Entwicklung im Sinne der westlichen Welt, zu *schwarz* und *weiß* treten (vgl. Abbildung 2.3).

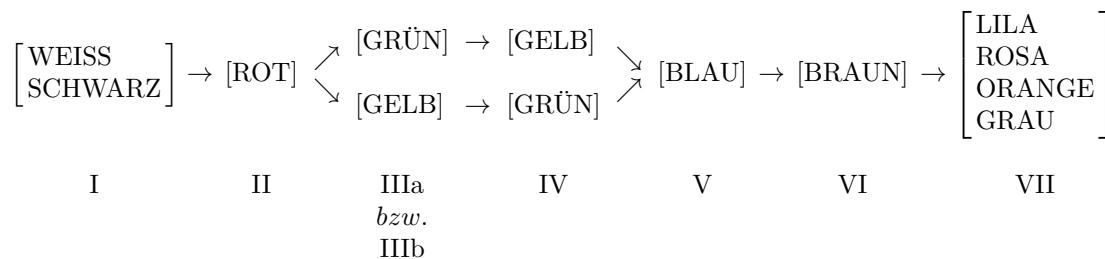


Abbildung 2.3: nach Kay 1975: 257

Weder die Reihenfolge noch die Farbzentren oder -grenzen sind dabei jedoch so arbiträr wie Bloomfield schrieb. Berlin und Kay zufolge nähme mit zunehmender Komplexität des Wortschatzes allgemein auch die Tendenz zu feinerer Einteilung des Farbspektrums zu (1969: 16-17). Eine Ausbausprache im Sinne Kloss', wie etwa das Spanische, Japanische oder Niederländische also (Kloss 1976: 301-322), deren Kultur sich auch sozial und wirtschaftlich auf einem stärker entwickelten Niveau befindet, verfügt auch über spezifischere Grundfarbwörter als weitgehend von der („westlichen“) Zivilisation abgeschnittene Sprachgemeinschaften, wie Tonga oder Hopi. Die Arbeit der beiden Wissenschaftler ist zwar immer noch anerkanntswert und liegt bis heute vielen Forschungen auf dem Gebiet der Farbwörter zu Grunde, sie ist aber auch kritisch zu bewerten, da für eine Vielzahl von Sprachen lediglich ein einziger Informant zur Verfügung stand und außerdem die Untersuchungen in englischer Sprache mit im Raum San Francisco lebenden Muttersprachlern der jeweiligen Sprachen durchgeführt wurden (Berlin & Kay 1969: 7). Auf einer Karte, bestehend aus den 320 Feldern des Munsell-Farbsystems (s. Anhang A.1) und neun weiteren für *schwarz*, *weiß* und dazwischenliegende Grautöne, sollten der jeweils typischste Vertreter einer Farbe bzw. die Grenzen der jeweils vorhandenen Farbwörter für jede Sprache markiert werden. So

konnten für jede Sprache die jeweiligen Farbfoci gewonnen werden. Gleichzeitig wurde auch die Reichweite der jeweiligen Farbwörter konkret im Spektrum dokumentiert. Die Grenzen sind dabei von Informant zu Informant sehr unscharf, aber auch bei der Befragung desselben Informanten nach einer Woche. Die Farbfoci hingegen sind nicht nur sehr konstant in jeder Sprache und bei jedem Informanten, sondern auch lagen sie für alle untersuchten Sprachen sehr dicht beieinander. Das bedeutet, dass, obwohl eine Sprache nur drei Grundfarbwörter besitzt (etwa Swahili), das dritte Farbwort nach *schwarz* und *weiß* (*nyekundu* im Swahili) in seinem Kernbereich den selben Farbton wie deutsch *rot* bezeichnet, jedoch mit viel weiteren Grenzen, die im Swahili etwa auch ‘rosa’, ‘orange’, ‘gelb’, ‘braun’ etc. einschließen. Das Grundfarbwort selbst bestimmen Berlin und Kay anhand vierer Hauptkriteria:

1. es muss monolexikalisch sein, das heißt, nicht aus selbst bedeutungstragenden Teilen zusammengesetzt sein,
2. seine Bedeutung bzw. Referenz darf in keinem anderen Grundfarbwort enthalten sein,
3. ihr Anwendungsbereich muss sehr allgemein sein (*blond* ist kein Grundfarbwort), und
4. für alle Sprecher und Sprecherinnen einer Sprache muss das jeweilige Farbwort eine eindeutige Referenz haben (die Farbe „jener Fingernägel“ ist keine Grundfarbe).

Die elf Grundfarbwörter ihrerseits bestehen aus den Primärfarben *gelb*, *blau* und *rot*, sowie *schwarz* und *weiß* und den aus diesen gemischten Sekundärfarben *orange*, *braun*, *grau*, *lila*, *rosa*, *grün*. Bei diesen ist das Mischungsverhältnis der beteiligten Primärfarben derart ausgeglichen, dass die entstandene Sekundärfarbe nicht dem zweiten Kriterium widerspricht und tatsächlich eine eigene Farbe ist, nicht etwa ein *gelbliches* oder *rötliches orange*.

Eleanor Rosch hat die Focalfarben, die von den Informanten markiert wurden, 1973 in ihrem berühmten Aufsatz „Natural Categories“ behandelt (Vgl. Kapitel 2.2.3).

Kritisch sind mindestens die erste und vierte Anforderung zu bewerten, diese soll aber nur knapp umrissen werden. Zur Monolexikalität ist zu sagen, dass die japanischen Farbbezeichnungen durchaus bilinguistisch sind, aber dennoch in die Bewertung des Japanischen mit einfließen.

Problematisch ist die Berücksichtigung verschiedener Sprachen bezüglich ihrer teils aus anderen Sprachen entlehnten Grundfarbwörter bzw. im Falle, dass diese gegen die erste Anforderung an Grundfarbwörter im Sinne beider Autoren verstoßen. Hier fällt der Fall des Swahili im Vergleich mit dem Koreanischen oder Japanischen auf. Swahili ist als Stufe II-Sprache, also mit drei Grundfarbwörtern gelistet, jedoch verfügt

es durchaus über elf Grundfarbwörter. Abgesehen von ‘schwarz’, ‘weiß’ und ‘rot’ sind die übrigen beschreibende oder aus anderen Sprachen entlehnte Bezeichnungen (Berlin & Kay 1969: 40). „Beschreibend“ könnte einschließen, dass das Farbwort möglicherweise noch nicht usualisiert abstrakt, also von jeglichem Farbträger gelöst, verwendet wird. Dann aber ist die Frage zu stellen, wieso Koreanisch und Bulgarisch, die ebenso, wie auch das Deutsche (*orange, rosa*), Farbwörter entlehnt haben und diese zusätzlich noch nicht in dem Maße abstrakt usualisiert sind wie etwa nhd. *blau*, dennoch als Stufe VII-Sprache, also mit elf Grundfarbwörtern, bestimmt werden. Das Koreanische hat aus dem Chinesischen Farbbezeichnungen zu den alten koreanischen für ‘schwarz’, ‘weiß’, ‘rot’, ‘gelb’ und ‘grün’ entlehnt (Berlin & Kay 1969: 96-97). Im Fall des Japanischen, wie im nächsten Kapitel noch eingehend gezeigt wird, hat in jüngerer Zeit die fehlenden Farbwörter aus prototypischen Vertretern nachgebildet nach dem Muster FARBTRÄGER + {-farben}. Dennoch ist Japanisch als Stufe VII-Sprache aufgeführt, obwohl die so gebildeten Farbwörter gegen die ersten Anforderung verstößt (Berlin & Kay 1969: 40, 60-61). Es kann davon ausgegangen werden, dass wahrscheinlich nicht jeder Sprecher des Japanischen bei *pfirsichblütenfarben* eine eindeutige Referenz markieren kann (vierte Anforderung). Swahili dagegen ist trotz eines reich gegliederten Farbwortsystems nur als Sprache mit drei Grundfarbwörtern gelistet. Schon 1923 sind, bis auf ‘rosa’, alle Grundfarbwörter im Wörterbuch vertreten (Madan 1923). Als Begründung geben Berlin und Kay an, dass ihnen verschiedene Informationen über die Verteilung im Swahili vorlagen und diese lediglich für die drei Grundfarbwörter ‘schwarz’, ‘weiß’ und ‘rot’ übereinstimmen (Berlin & Kay 1969: 60).

Interessant wäre auch die Diskussion der zweiten Anforderung. Schließlich ist zunächst, während das neue Farbwort sich gerade herausbildet, der Referenzbereich des neuen in dem des alten Farbwortes enthalten. Diachron trifft dieses Kriterium also nicht zu, nur synchron. Außerdem darf natürlich nicht davon gesprochen werden, dass *das* Swahili oder *das* Navajo über diese und jene Grundfarbwörter verfügt, denn, so stellen es Paul Kay 1975 und in extremerer Weise Axel Schönberger 2003 fest, eine Sprachgemeinschaft ist niemals homogen, ja selbst von Sprecher bzw. Sprecherin zu Sprecher bzw. Sprecherin bestehen Unterschiede im individuellen Sprachsystem. Grundsätzlich ist zu fragen, wie ergründet werden kann, ob tatsächlich alle Sprecher und Sprecherinnen einer Sprache ein bestimmtes Farbwort kennen und einen ganz konkreten Farbwert damit assoziieren und die Bedeutungstrennung vollziehen, wenn sich ein neues Grundfarbwort etabliert.

Ungenau ist auch die Anforderung an Monolexikalität. Diese ist nicht zuletzt durch die morphologisch-syntaktischen Regularien der jeweiligen Sprachen bestimmt und bedeuten offenbar nicht, dass ein aus mehreren Teilen bestehendes Farbwort wie port. *cor-de-rosa* weniger Grundfarbwort ist wie ein einteiliges.

Moss 1989 hinterfragt kritisch, ob die Einteilung in sekundäre Grundfarbwörter (*braun, grau, orange, lila, rosa*) und primäre (*schwarz, weiß, rot, grün, blau, gelb*) und überhaupt in Grund- und Nicht-Grundfarbwörter sinnvoll ist. Die primären zeichneten sich durch Gesättigtkeit aus, auf ihre Wellenlänge reagiert der Sehapparat am empfindlichsten, sie werden als besonders satt wahrgenommen, deshalb sind diese in jedem Falle Grundfarbwörter. Jedoch gibt es, so Moss, keinen Grund, warum nun die sekundären Grundfarbwörter, obwohl physiologisch nicht begründet und vom Gehirn aus den anderen Hering'schen Gegenfarben nur errechnet, auch Grundfarbwörter sein sollten. In Experimenten ordneten Testpersonen farbige Chips nicht häufiger zu den Grundfarbkategorien als zu willkürlich ausgewählten Farbkategorien. Während primäre und sekundäre Grundfarbwörter physiologisch unterschieden werden, werden Grundfarbwörter insgesamt von Nicht-Grundfarbwörtern nur linguistisch, nicht physiologisch oder psychologisch unterschieden. (Moss 1989: 313-319).

2.3.2 Etymologie der Grundfarbbezeichnungen

Laut Kay und Berlin besitzt eine Sprache maximal elf Grundfarbwörter. Das Deutsche, wie fast alle indogermanischen Sprachen, zählt hier hinein. Altgriechisch besitzt nur vier Grundfarbwörter: *λευκος leukos* (für helle Farben, etwa Schnee), *γλαυκος glaukos* (für dunkle Töne), *ερυθρος erythros* (für rote oder kräftige Farben, auch Früchte; hier wird auch verständlich, warum das Meer für Homer Weinfarbe hatte) und *χλωρος khloros* (für grüne und gelbe Farben). Mandarin, die nach Muttersprachlern größte Sprache der Welt, zählt sechs Grundfarbwörter für 'weiß', 'schwarz', 'rot', 'grün', 'gelb' und 'blau'. Swahili kommt sogar mit nur drei Grundfarbwörtern aus: 'weiß', 'schwarz' und 'rot'. Aber es gibt auch Sprachen, die nach der Klassifikation der Autoren (Kapitel 2.3.1) mehr als elf Grundfarbwörter besitzen, etwa das Russische, das zwei Blautöne unterscheidet.

Aus pragmatischer Sicht wird die sprachliche Differenzierung von Farbe mit dem Moment erforderlich, in dem ein bestimmter Farbunterschied relevant im Leben der benennenden Menschengruppe ist oder wird. Nur dadurch ist überhaupt erst der Anreiz zur (feineren) Aufteilung des Farbbandes mittels Farbwörtern gegeben. Ein gewisser Rivers (zitiert in Berlin & Kay 1969) notiert 1901: „many of these [...] names (gemeint sind die Farbennennungen – Anm. d. Autors) were devised on the spur of the moment.“ (Berlin & Kay 1969: 39). Bei erstmaliger Benennung steht meist ein prototypischer Gegenstand dieser Farbe Pate (vgl. Fritz 1998: 139). Etwa lat. *caeruleus* ('himmelfarben') für 'blau' im Lateinischen. Der Gegenstand steht deshalb in so engem Verhältnis zur Farbe, weil diese nicht ohne ihn existieren kann. Nach McNeill wird dann die Farbbezeichnung mit zunehmender Häufigkeit der Verwendung immer stärker vom eigentlichen Nomen proprium des farbigen Gegenstandes abstrahiert und schließ-

lich der Farbname als von diesem, seinem Namensgeber, losgelöst verwendet (1972: 26-29). Der Name des Gegenstandes ist dann als Farbwort usualisiert, der Bezug zu dem Namensgeber aber verliert sich mit der Zeit und ist, bei den Farbwörtern aus dem alten Wortstand, heute nicht mehr erkennbar (Altmann 1999: 3). Die Benennung des Gegenstandes, so ist bei Thea Schippan zu lesen, erfolge nach seinen Merkmalen und vorzugsweise mit schon vorhandenem sprachlichen Material. Dies ermögliche eine ökonomische (Weiter-)Verwendungsweise der neuen Einheit (Schippan 1984: 91). Bis heute ist diese Art der Benennung bei neuen Farbnuancen aktuell: nhd. *eierschale*, *smaragd* etc. Da das Farbwort in diesem Stadium selbstredend ist, wird es in der Regel bei Bedarf zügig weiter gegeben.⁵ Denkbar wäre auch die parallele Bildung an mehreren Orten der Sprachgemeinschaft zugleich. Differenzierter betrachtet Wilhelm Luther den Ausbau des Systems der Grundfarbwörter. Auf einer ersten Abstraktionsstufe wird das Grundfarbwort zwar von seinem Namensgeber gelöst verwendet und findet, etwa im Falle von *lila* und *orange*, auch Anwendung bei der Beschreibung von Blumen, Wolken, Gesteinen etc., aber ihre Motivation ist noch erkennbar nhd. (*lila* über fr. *lila* letztlich und arab. *lilak* 'Flieder' zu pers. *lilāġ* 'Indigopflanze' (Kluge 1995: 520)). Zwar ist der Namensgeber von *lila* weniger offensichtlich und den deutschen Muttersprachlern weniger vertraut als jener von *orange*, aber dennoch durchscheinender als die Motivation für *grün*. Da ihre Motivation noch erkennbar ist, heißen sie Vergleichsfarbwörter. Über diese Stufe, so Luther, sind das Lateinische und auch Altriechische nicht hinaus gekommen, da ihre Farbbezeichnungen viel situationsbezogener und daher mannigfacher als die deutschen sind. Streng genommen gibt es kein abstraktes Blau im Lateinischen. Es existieren dafür verschiedene an bestimmte Situationen oder farbige Dinge gebundene Bezeichnungen: *caeruleus* entspricht ein dem Nachthimmel ähnliches Dunkelblau. *Lividus* ist an Nahrungsmittel, etwa Trauben, Pflaumen, blaue Flecken etc. gebunden; *Caesius* als 'blau', 'blau-grünlich' wird im Kontext von Augenfarben benutzt; *Venetus* beschreibt das Meeres- und Himmelsblau, manchmal auch das von Tieren und Pflanzen, *aerius* ist perspektivisch motiviert durch die Luft, die offenbar weit entfernte Berge, Wälder usw. bläulich färbt; etc. Abstrakte, allgemein gültige und verwendbare Grundfarbwörter kennt das Lateinische nicht. Diese zweite Abstraktionsstufe, also der vollständige semantische Abstoß der Motivation, ist, so Luther, im Deutschen und anderen Sprachen, nicht aber im Lateinischen erreicht (Luther 1970: 104-107). Für das Deutsche nennt Gipper als Beispiel eines situationsgebundenen Farblexems *blond* (Gipper 1972: 20), das, so findet sich bei Kluge, möglicherweise auf lat. *flavus* zurück geht. *Blond* ist nicht, wie etwa *gelb*, von der Haarfarbe abstrahiert selbständig in anderen Kontexten, außer vielleicht bei Bier, verwendbar. Die Situationsgebundenheit

⁵Auf Techniken und Erfolg verschiedener solcher Weitergabe-Möglichkeiten kann hier nicht genauer eingegangen werden. In jedem Falle handelt es sich um einen soziologisch komplexen Prozess mit vielen Einflussfaktoren (etwa wer benutzt die Einheit? in welchen Kontexten wird sie gebraucht? wie genau erfolgt die Übertragung? etc.).

in der Verwendung dieses Farbwortes zeige beispielhaft, so Fritz, noch deutlich den materiellen Ursprung fast aller Farbwörter nicht nur im Deutschen (Fritz 1998: 140). Heusinger zählt nhd. *orange* ebenso unter „Relationsfarben“. Er dokumentiert, dass im Deutschen der Zusatz „-farben“ älter ist und bei der Neubenennung zunehmend ausgelassen wird (z.B. *eierschale*). Weiter sei die Mehrheit in der Benennung auf natürliche Färbungen zurück zu führen (Früchte, Pflanzen, Gesteine) (Heusinger 2004: 259). Diese Beobachtungen decken sich auch mit denen aus anderen Sprachen. Zu unterscheiden ist in jedem Falle die etymologische Untersuchung von der diachron oder historisch semantischen. Der folgende Überblick über einige Entstehungsmöglichkeiten moderner Farbwörter versucht sowohl etymologische Herkunft des Wortkörpers als auch die semantischen Verschiebungen zu erfassen.

Einen interessanten Fall haben Berlin und Kay von einem ihrer Seminarteilnehmer dokumentiert: Im Jalé in Neu Guinea existieren in bestimmten Kontexten noch andere neben den zwei Grundfarbwörtern, die aber sehr stark kontextuell gebunden sind und aus diesen herausgelöst zu Unverständnis führen. Daher sind sie, streng genommen, (noch) keine Farbwörter. Ein Beispiel ist *pianó*, das eine Pflanze bezeichnet, mit deren Blättern die Jalé Wolle grün färben. Es wird sowohl für die Pflanze als schließlich auch für das Resultat (die grüne Wolle) verwendet. Aus diesem Grund bezeichnet es im Denotat zwar *grün*, kennzeichnet aber zunächst nur den Umstand, dass Wolle nun, nach der Behandlung mit den Blättern jener Pflanze, so aussieht bzw. so ist. Wurde *pianó* nun aber vom Seminarteilnehmer in anderen Kontexten zur Bezeichnung grüner Farben benutzt, wurde der Forscher nicht verstanden (Berlin & Kay 1969: 23). Dieser Fall zeigt, dass aus der Notwendigkeit heraus nach Motivation typischer Farbvertreter von den Sprechern bzw. Sprecherinnen entsprechende verbale Referenten gebildet werden, diese aber erst noch über das Vergleichsfarbwort zu einer allgemein anerkannten und schließlich vollständig von der Motivation gelösten Bezeichnung aufsteigen können (Vgl. Kapitel 2.3.4). *Pianó* steht also noch ganz am Anfang eines langen Weges zum abstrakten Farbwort.

Unter Kapitel 2.2.1 wurden bereits Gründe genannt, warum der Mensch überhaupt Farben sieht. Genau hier ist auch eine Notwendigkeit ihrer sprachlichen Erfassung zu suchen. Die Natur übermittelt auf ungefährlichem Weg die Unterscheidung zwischen reifen und unreifen Früchten. Um diese Tatsache aber zu verbreiten, muss auch in der Kommunikation diese Unterscheidung vollzogen werden. Es soll hier durch einige Beispiele die Motivation von Farbwörtern durch jeweilig kulturell bedeutsame (natürliche) Dinge vorgestellt werden. Das Aguaruna, einer (laut Ethnologue von 2000) in Ostperu von etwa 38.000 Menschen gesprochenen Sprache aus der Jivaro-Sprachfamilie, unterscheidet neben *gelb*, *gelb-grün*, *grün*, *braun* und *purple* ein Wort, das nur auf reife Früchte angewendet wird (Kay 1975: 246). Hierbei wurde offensichtlich von einer einzigen reifen Frucht und ihrer Fähigkeit, sich gegenüber ihrer Umgebung abzuhe-

ben, abstrahiert. Die vier Farbbezeichnungen im Pukapukanischen *kena* ('weiß'), *uli* ('schwarz'), *kula* ('rot') und *yenga(yenga)* ('blau', 'grün' oder 'blaugrün'), einer (laut Ethnologue von 2005) von etwa 2000 Menschen auf Samoa gesprochenen austronesischen Sprache, sind aus den verschiedenfarbigen Teilen der Talo-Knollen abgeleitet. Sie stellen, neben Fisch, das Hauptnahrungsmittel der Pukapukana dar (McNeill 1972: 25). Aber auch religiöse Bräuche können eine Unterscheidung und spezifische Bezeichnung der hierfür benötigten Dinge mittels ihrer verschiedenen Farben erfordern. Für das Navaho sind bei Berlin und Kay fünf Farbbezeichnungen aufgeführt: *lagai* ('weiß'), *lidzin* ('schwarz'), *lichi* ('rot'), *dotl'ish* ('blau-grün'), *litso* ('gelb'). Alle sind ursprünglich Bezeichnungen für Mineralien oder Gesteine im Gebiet der Navaho-Indianer und -Indianerinnen im Südwesten der USA. Sie werden bei rituellen Anlässen oder Krankheiten verwendet. Erkrankt ein Stammesmitglied, wird es mittels Auflegen bestimmter Gesteine geheilt. Es ist vorstellbar, besonders bei Betrachtung des Lebensraumes der Navaho, dass diese Farben tatsächlich jene sind, die in ihrer Umgebung vorherrschen (McNeill 1972: 23-24, 29). Vielleicht ist bei *litso* nicht an grelles Gelb westlicher Colour-blocking-Kultur zu denken, sondern eher an weiter gefasste Ockertöne. Auch *lichi* ist sicher kein leuchtendes Rot, sondern bezeichnet eher die typisch rötliche, stark eisenhaltige Erde in dieser Region. Die Tatsache, dass *blau* und *grün* in einem Lexem vereint wiedergegeben werden, wurde an anderer Stelle erörtert.

Das Beispiel der Navaho zeigt stellvertretend zwei wesentliche Faktoren bei der Bildung von Farbwörtern. Etymologisch sind sie aus einem typischen Vertreter in dieser Farbe hervorgegangen und die Unterscheidung der Farben hat bestimmte Relevanz für ihre Kultur.

Interessant ist das spanische Wort *colorado*, das nicht nur offenbar 'gefärbt' bedeutet, sondern auch 'rot'. Der Colorado River hat diesen Namen von den Spaniern erhalten, weil er durch das aus dem Grand Canyon ausgewaschene Gestein rötlich gefärbt ist (Kastner 2007: 81). Dass das gleiche Wort *colorado* sowohl 'farbig' als auch 'rot' bedeutet, zeigt, wie grundlegend 'rot' als Farbe wahrgenommen wird, dass 'rot' der Inbegriff von Farbe ist. In der Studie bei Berlin und Kay ist 'rot' die dritte Farbe, die benannt wird und gleichzeitig aber die erste bunte Farbe nach 'schwarz' und 'weiß'.

Kluges deutsches etymologisches Wörterbuch nennt die indogermanische Wurzel *g^hel- als Ausgangspunkt für die nhd. Farbbezeichnungen *gelb* und *grün* (Kluge 1995: 309). In der Indogermania gehen viele Bezeichnungen für 'gelb' bzw. 'grün' im Farbspektrum auf diese Wurzel zurück: z.B. gr. *χλωρος chloros* 'grün', aber auch gr. *χολος cholos* 'Galle' oder tsch. *zelený* ('grün') sowie zahlreiche Bezeichnungen im germanischen Raum. Kay 1975 geht, gestützt auf Buck, davon aus, dass das Protoindogermanische noch keine Trennung zwischen 'grün' und 'gelb' vornahm. Diese Erscheinung hat sich noch im Altgriechischen erhalten. Homers Werke wie die Odyssee oder Ilias zeigen aus heutiger Sicht irrierte Farbbezeichnungen auf: das Meer ist weinfarben, Honig grün etc.

Gladstone, der auf diesem Gebiet intensive Untersuchungen durchgeführt hat, schloss, dass im alten Griechenland keine Farben im prismatischen Sinne, wie es heute üblich ist, unterschieden wurden, sondern sie alle ein unscharfes Band verschiedener Helligkeiten zwischen den Extrempunkten ‘schwarz’ und ‘weiß’ bildeten. Außerdem waren Farben damals weitaus weniger präsent als heute. Haut-, Haar- und Augenfarben sind im Mittelmeerraum viel homogener als in Mitteleuropa (Deutscher 2011: 34-40). *χλωρος chloros* wird heute gemeinhin als ‘grün-gelb’ zielkulturorientiert übersetzt und findet sich mit Referenz auf diesen Bereich (Chlorophyll, Chlor etc.), seinerzeit jedoch bezeichnete es keine Farbe als solche, sondern einen Helligkeitsbereich, der heute etwa dem von ‘grünlich-gelb’ entspricht. Daher diente es der Bezeichnung junger, frischer Pflanzentriebe, von dem es etymologisch auch abgeleitet ist, genauso wie Honig, aber auch vertrockneter Pflanzenteile, die gelblich oder hellbraun sind. Das Altgriechische fasst ‘grün’, ‘gelb’ und auch einige Grautöne in einem einzigen Wort zusammen: *χλωρος chloros* (Frisk 1960). Auch das walisische *glas* geht auf diese idg. Wurzel zurück und vereint bis heute *blau*, *grün* und *grau* als natürliche Farben. Im Germanischen fand eine Trennung dieses Bereiches und damit eine Bedeutungsverengung dieser idg. Wurzel auf den gelben Bereich statt, während sprachlich auf den grünen Spektralausschnitt mittels einer aus der protogermanischen Wurzel *gro-a gebildeten Bezeichnung referiert wurde. Aus selbiger leitet sich ne. *to grow* ab. Offenbar spielten im germanischen Raum grüne Pflanzen eine große Rolle, sodass ein eigenes Farbwort mit Bezug auf wachsendes Grün gebildet wurde. Auch in Mitteleuropa färbt sich das Laub der Bäume im Herbst gelb. Im germanischen Sprachraum ist aber die Unterscheidung offenbar gewichtiger und *grün* eher mit Wachsen assoziiert, während *gelb* eine nicht (mehr) wachsende Pflanze und damit den Jahreszeitenwechsel bezeichnet. Im ahd. bezeichnete *gel* etwas glänzendes, schimmerndes, konnte aber ebenso auch in der Bedeutung ‘fröhlich’ erscheinen (Fritz 1998: 140). Gelb wird als eine helle (weil das Auge in diesem Bereich am empfindlichsten ist) und fröhliche Farbe empfunden. Spezifizierend entstanden hieraus nhd. *gelb* und nhd. *gold* (Duden). Auch in anderen Sprachen gehen einige (spätere) Farbbezeichnungen auf einstige Glanzerscheinungen zurück. Fritz 1998 dokumentiert: lat. *niger* ‘schwarzglänzend’, in dieser Bedeutung ist es bis heute gültig im Portugiesischen, wo es port. *preto* (‘schwarz’) gegenüber steht (Fritz 1998: 140).

Nhd. *rot* geht mit lat. *ruber* und altindisch *rudhirá-h* auf dieselbe idg. Wurzel *ereu zurück, von der auch agr. *ερυθρός* stammt. Neben dem altindischen *rudhirá-h* kann auch das altisländische Wort *roðra* direkt Blut bedeuten, nhd. *Rost* geht ebenso auf diese Wurzel zurück (Walde 1910: 659). Das nhd. Wort *Blut* und seine Verwandten in der Germania gehen von einer früheren Form von nhd. *fließen* (ganz regelhaft in der zweiten Lautverschiebung f→b) aus. Im Gegensatz zu ‘grün’/‘gelb’ scheint ‘rot’ schon länger in der Indogermania unterschieden worden zu sein. Rus. красный *krasnij*, ‘rot’, und entsprechende slawische Verwandte, gehen, laut Vasmer von краса *krasa*, ‘Farbe’

bzw. ‘Schönheit’ aus (Vasmer 1953-1958: 656-657). Rot ist, wie etwa im Spanischen, so eng mit Farbe verbunden, dass beide mit dem gleichen Wort gebildet werden. Berlin und Kay beobachten selbiges in ihrer Farbstudie. Eine Sprache, die mindestens drei Grundfarben unterscheidet, nennt als dritte Farbe und als erste bunte bzw. Spektralfarbe, nach ‘schwarz’ und ‘weiß’, ‘rot’. Mögliche Gründe hierfür liegen in der zentralen Bedeutung roter Dinge im Leben einer jeden Kultur, etwa der Ernst blutiger Kämpfe und Wunden, die Fleischfarbe von Beutetieren oder rote Früchte. Port. *encarnado* (‘rot’) geht als Partizip Perfekt auf lat. *incarnare* ‘Fleisch werden’ zurück (Casteleiro 2001: 1391). Es sei hier nochmals verwiesen auf das eigens reifer Früchte gewidmete Farbwort im Aguaruna. Hierin wird die (über-)lebensbestimmende Funktion von roten Dingen besonders deutlich.

Die Bedeutung des lat. Wortes *niger* erklärt sich wohl über seine Verwandtschaft mit nhd. *Nebel*, der alles so erscheinen lässt, als wäre es dunkel (Kluge 1995: 584). Das dem lateinischen *niger* entsprechende nhd. *schwarz* ist seinerseits verwandt mit lat. *sordes*, was ‘Schmutz’ bedeutet (Kluge 1995: 748). Port. *preto* und sp. *prieto* bedeuteten ursprünglich ‘dunkel’ (Berschin et al. 1987: 105). Im Neuenglischen hat sich *black* aus der idg. Wurzel *b^hleg- erhalten, das mit gr. *phlégo* (‘ich brenne’) verwandt ist und ebenso ‘schwarz’ bedeutet. Nhd. *blaken* kann sogar noch für ‘rußen’ und ‘qualmen’ verwendet werden (Kluge 1995: 115). Hier wird, zumindest für Teile der Indogermania, die Motivation der Farbwörter für ‘schwarz’ deutlich.

Nhd. *weiß* geht zurück auf idg. *kweit- in der Bedeutung ‘glänzend’, ‘hell’ (Kluge 1995: 883). Die beiden lateinischen Wörter *niveus* und *lacteus* sind durch ‘Schnee’ und ‘Milch’ motiviert (Luther 1970: 105). In die romanischen Sprachen wurde aus dem Germanischen *blank* entlehnt, das, wie im nhd., die Bedeutung ‘klar’, ‘bloß’ im Sinne von nhd. ‘blanko’ hatte. Hierher gehören auch nhd. ‘blitzen’, ‘bleichen’, nach Walde 1910 sogar auch ‘Flamme’ (1910: 297). Allen gemein ist etwas helles, mitunter grelles (Kluge 1995: 115). Nhd. *braun* geht auf idg. *bhrū zurück, von dem sich auch nhd. *Bär* und *Biber*, wohl ihrer Fellfarbe geschuldet, ableiten (Vgl. Hochegger 1884: 119-121). Aus lat. *prunum* (daher nhd. *Pflaume*) wurde *braun* in der Bedeutung ‘violett’, in Anlehnung an die Fruchtfarbe entlehnt (Kluge 1995: 132). Detaillierter hierzu Fritz 1998: Bis zum 17. Jhd. ist mhd. *brûn* in der Verwendung von ‘violett’ und ‘braun’ aus Homophonie des germ. ererbten Wortes und des ins Deutschen entlehnten lat. Wortes *prunum* hervorgegangen. Erst mit dem Einzug des frz. Lehnwortes *violett*, dieses wiederum aus dem Arabischen, (aus Notwendigkeit bzw. durch Übernahme lila gefärbter Dinge?) wird dieser Farbbereich aufgespalten und der Referenzbereich von *brûn* auf den von ‘braun’ reduziert. (Fritz 1998: 140).

Eine Möglichkeit, im Lateinischen ‘blau’ auszudrücken ist *caeruleus* und zeigt enge Verwandtschaft zu lat. *caelum* in der Bedeutung *Himmel*. Die romanischen Bezeichnungen *azul* etc. gehen hingegen auf das blauglänzende Mineral Lapislazuli zurück

(Casteleiro 2001: 448). Alois Walde verweist unter dem Lemma *caeruleus* (dunkelblau) direkt auf *caelum* (Walde 1910: 109). Dort nennt er die idg. Wurzel *(s)qait- mit der Bedeutung *hell, klar* als Ausgangsform nicht nur für lat. *caelum*, sondern auch für ahd. *hei*, das mit nhd. *dürr* und nhd. *heiter*, das mit ‘klarer, glänzender Himmel’ übersetzt werden kann. Zu vergleichen ist diese idg. Wurzel *(s)qait- mit idg. *kweit-, aus der nhd. *weiß* hervorgeht. Bemerkenswert ist hier, dass die Bezeichnung für ‘blau’ im Lat. offenbar gar nicht ‘blau’ sondern ‘weiß’ bezeichnete, wie aus den Wurzeln hervorgeht. Der klare Himmel ist aber offenbar blau. Auch die Wortsippe nhd. *Hitze, heizen, heiß* etc. gehört zu diesen Wurzeln und nimmt wohl Bezug zum heißen Wetter bei glänzendem, wolkenlosen Himmel (Walde 1910: 107-108). In einer Vergleichssituation mit einem andersfarbigen Ding wurde das „Blaue“ als himmelfarben bezeichnet und schließlich, in gewohnheitsmäßiger Verwendung weitergeführt und irgendwann als eigenes Wort völlig vom Namensgeber gelöst wie im Vietnamesischen. Das nhd. Wort ‘blau’ ist hingegen mit lat. *flavus* verwandt (Kluge 1995: 116). Dort bedeutet es jedoch ‘gelb’, ‘blond’ oder ‘rotgelb’. Die Verbindung von ‘blau’ und ‘gelb’ ist weder neu, vgl. die Gegenfarbtheorie Herings, noch einzig in der Indogermania dokumentiert. Das Daza in Nigeria zeigt ebenso eine enge Verwandtschaft von *zedo* (‘blau’) und *zede* (‘gelb’). Die von den Ureinwohnern Japans (Ainu) gesprochene gleichnamige Sprache kennt ebenso nur ein Wort für ‘grün’ und ‘gelb’: *siwnin*, und auch nur eines für ‘rot’ und ‘grün’: *hu* (McNeill 1972: 30-31). Beide Farbwörter im Ainu entsprechen den jeweiligen antagonistischen Farbpaaren in Herings Theorie.

Das Lateinische *viridis*, ‘grün’, ist eng verwandt mit lat. *vivere* (‘leben’). Ein grünes Blatt am Baum zeugt von Frische und Leben (1910). Wenn das Farbwort von lat. *vivere* stammt, wurde es möglicherweise in einer Vergleichssituation einmalig verwendet, um eine bestimmte Färbung als den gesunden Blättern ähnlich zu beschreiben, dann im weiteren Gebrauch usualisiert und schließlich als Farbe des lebendig frischen Blattes mit dem Farbeindruck ‘grün’ verbunden. Am Beispiel des Lateinischen ist stellvertretend für viele andere Sprachen die relativ späte Trennung des blau-grünen Abschnittes im Farbspektrum erkennbar. Die „Upper Pyramide Group“, einer Gruppe zusammengefasster -Einzelsprachen im Hochland Neu Guineas zeigt eine dem Lateinischen gleiche Bildung eines Referenzwortes auf den Spektralabschnitt *grün*. Aus *get* („frisch“) und *ega* („Blatt“) synthetisierte sich das Farbwort *getega* für „dem grünen Blatte gleich“, also, nach deutscher Auffassung, ‘grün’ (Berlin & Kay 1969: 25).

Eine für die meisten heute noch lebendige und über viele Sprachen Europas verbreitete Benennungsmotivation liegt bei *orange* vor. Von der Frucht abgeleitet, ist das Wort aus dem Tamil über das Persische und Arabische nach Europa und schließlich über das Französische ins Deutsche gekommen. In ihre ursprüngliche Herkunft führt ihr Synonym *Apfelsine*: der Apfel aus China, aus ndl. *sinaasappel* (Kluge 1995: 47). Die Frage nach der Benennung der neuen Farbe erklärt die Onomasiologie. Die Benen-

nung selbst erfolgt dann oft metonymisch als Konversion, ebenso bei nhd. *aubergine*, *eierschale* und weiteren oder der Entlehnung, wie das Beispiel ‘orange’. Sehr interessant ist das Gegenspiel von nhd. ‘purpur’ und ne. ‘purple’, wobei ersteres zwar ein Rot (von den Purpurschnecken), letzteres jedoch ein Lila beschreibt, werden sie bei der Übersetzung aufgrund überzeugender morphologischer Ähnlichkeit vertauscht. Sehr anschaulich hierzu Ida Courtade: „Die purpurrote Rose aus Kairo war lila“, in dem sie die deutsche („Die Farbe Lila“) und spanische („El color púrpura“) Filmübersetzung zu Steven Spielbergs „The color purple“ von 1985 untersucht. *Lila* sei erst im 15. Jahrhundert aus dem Französischen in die germanischen Sprachen gekommen, das belegten nhd. ‘Blaukraut’, ‘Rotkraut’ und ne. ‘red cabbage’ gegenüber sp. ‘col morada’. Der Farbeindruck, der später ‘lila’ genannt wurde, wurde bis dahin, dem noch nicht weiter ausgebauten Grundfarbwortsystem geschuldet, einfach mit ‘braun’, ‘rot’ und ‘blau’ bezeichnet (Vgl. Courtade 1996: 77-80). Gegenüber den Römern, so von Polenz, verstanden es die Germanen sehr gut, aus Pflanzen vielfältige und dauerhafte Farbstoffe herzustellen. Mit Begeisterung für diese wurden einige Farbwörter so als Modewörter ins Lateinische bzw. in die sich schon herausbildenden romanischen Sprachen entlehnt (etwa fr. / sp. *gris* [verwandt mit nhd. *Greis*], fr. *brun*, fr. *bleu*, ital. *bianco*, ital. *rosso*, sp. *rojo* etc.) (Polenz 1972: 22-23).

Als letztes Beispiel möge das Japanische dienen, das eine wahrlich interessante Entwicklung seiner Farbbezeichnungen erfahren hat. Bis vor 150 Jahren, so ist bei McNeill zu lesen, noch besaß das Japanische (nicht das Ainu) nur fünf Grundfarbwörter im Sinne Berlin / Kay: *akane* (‘rot’), *hanada* (‘blau’), *kariyasu* (‘gelb’), sowie *kuro* (‘schwarz’) und *shiro* (‘weiß’). Von den letzten beiden abgesehen, gehen die drei Wörter für bunte Farben zurück auf die Namen von einheimischen Pflanzen bzw. deren Wurzeln (*akane*). Mit zunehmender Industrialisierung und der Möglichkeit, auf synthetischem Wege Farben in allen Stufen und Mengen herzustellen, gelangten sie auch nach Japan und ersetzten, zumindest in den Industriezentren, das klassische Farbmodell (McNeill 1972: 25). *Akane* (‘rot’) und *hanada* (‘blau’) werden laut dem online-Wörterbuch „Wadoku“ heute nicht mehr benutzt. An ihre Stelle traten Kurzformen (*akai* und *aoi*) bzw. wurden stellenweise sogar englische Farbbezeichnung japanisiert: *gurin* (aus ne. *green*), *redo* (aus ne. *red*) und *buru* (aus ne. *blue*). Sekundäre Grundfarbwörter (‘orange’, ‘grau’, ‘rosa’, ‘braun’) wurden durch alltägliche, natürliche Konkreta motiviert bezeichnet: *chairo* (‘braun’ aus ‘Tee-Farbe’), *daidai-iro* (‘orange’ aus ‘Pomeranzen-Farbe’), *momo-iro* (‘rosa’ aus ‘Pflirsichblüten-Farbe’) und *hai-iro* (‘grau’ aus ‘Asche-Farbe’) und sind der Form nach Substantive (Wadoku, 09.01.2013). Einige ihrem Ursprung nach bilinguale Farbbezeichnungen werden heute bereits als monolexikalische Adjektive aufgefasst und auch so dekliniert, das heißt, sie stehen von ihrem Namensgeber gelöst in abstrakter Verwendung. Das moderne Japanisch besitzt heute, als Sprache einer Industrienation,

elf Grundfarbwörter. In den abgelegenen Provinzen herrscht aber weiter das klassische Schema vor (McNeill 1972: 25-26).

Zwar dokumentieren Berlin und Kay für das Swahili nur drei Grundfarbbezeichnungen, Langenscheidts Wörterbuch aber führt Übersetzungen für alle elf Grundfarbwörter des Deutschen auf. Zu prüfen wäre hier, ob es sich um tatsächlich etablierte und verbreitete Bezeichnungen handelt oder ob lediglich versucht wurde, den deutschen Lerner mit prototypischen Färbungen im Sprachraum der Swahili um das Problem der Farbwörter im Swahili herum zu führen, damit er davon nicht irritiert wird. Immerhin sind alle Farbwörter verständlich, da sie auf prototypische Vertreter dieser Farben referieren.

Diese, wenn auch kurze, exemplarische Darstellung der Herkunft bzw. Motivation der Grundfarbbezeichnungen wirft die seit der Antike niemals aus den Augen gelassene Frage nach ihrer Arbitrarität auf. Nach de Saussure (Saussure 1967: 80) ist einem Lautbild willkürlich und „unmotiviert[...], d.h. beliebig im Verhältnis zum Bezeichneten“ ein Referendum zugeordnet. Zunächst fußen die fälschlicherweise de Saussure zugeschriebenen Erkenntnisse auf jenen der Antike, denn schon damals wurden genau die Fragen aufgeworfen, für die de Saussure aus heutiger Sicht die Lösung zugeschoben wird. Aber, wie gezeigt wurde, ist das Farbwort *grün* im germanischen Sprachraum ebenso wenig arbiträr wie *caeruleus* und *viridis* im Lateinischen oder verschiedene japanische Farbbezeichnungen. Sie alle sind motiviert durch einen Namensgeber in dieser oder jenen Farbe und tragen daher nicht zufällig ihren Namen. Aus, ebenfalls nach de Saussure, synchroner Sichtweise erscheint *rot* unmotiviert der entsprechenden Sinneswahrnehmung zugeordnet. Zwar verbindet in der Gegenwart *weiß* und *heiter* ebenso wenig wie lat. *niger* und nhd. *Nebel*, die Wortgeschichte aber enthüllt die Zusammenhänge, mit denen eine unmotivierte Zuordnung bei den Farbbezeichnungen zumindest in Frage gestellt werden kann. Für das Japanische der Gegenwart ist sogar die Motivation der neueren Farbwörter noch direkt erkennbar, auch bei nhd. *orange*, wer kann hier sagen, dass die Benennung nach der Frucht willkürlich erfolgte. Sie hätte vielleicht auch „strelizienblütenfarbig“ heißen können, aber auch diese Bezeichnung ist nicht willkürlich, denn ‘orange’ heißt nicht *Stroll. Heusinger ist ebenso der Meinung, dass Lexeme dieser Art, deren Ursprung offenbar motiviert ist, definitionsgemäß nicht als arbiträr zu bezeichnen sind. Überhaupt seien heute die Bildung erdachter und völlig unmotivierter neuer Wörter äußerst selten und die Überzahl aller Lexeme hätte ihr Lautbild durch Motivation erhalten (Heusinger 2004: 156). Etymologische Motiviertheit schließt Arbitrarität aus, so Heusinger weiter, nur seien bis heute aufgrund zahlreicher Wandelprozesse diese Zusammenhänge verwischt oder ganz verschwunden (Heusinger 2004: 14). Bei unmotivierter Benennung würde sich diese dem Rezipienten nicht von selbst erschließen, er könnte mit „Farbe der Rose“ nichts anfangen, Sprachökonomie lebt geradezu von Motiviertheit bzw. Unzufälligkeit. Die neue Farbe wird benannt aus voller Motivation heraus und mit dem Namen eines klassischen Vertreters, also in keinem Fall

arbiträr. Das widersprüchliche Zusammenspiel des Saussure'schen Paradigmas *Diachronie/Synchronie* mit einer Grundeigenschaft sprachlicher Zeichen in seinem Sinne, der Arbitrarität, ist z.B. von Gerold Ungeheuer diskutiert worden. Dass die Bezeichnung *blau* als solche willkürlich ist, denn tatsächlich hätte sie auch anders heißen können, kann, so Ungeheuer, nur aus einer von Zeit losgelösten Sprachbetrachtungsweise, der ahistorischen Linguistik, geschlossen werden. Diachron ist *blau* nicht arbiträr, denn es wurde, wie oben gezeigt, nach einem prototypischen Vertreter benannt. Auch wenn dieser selbst arbiträr benannt ist, so ist die Benennung der Farbe nach Prototypen es nicht mehr. Auch das im Zusammenhang mit Arbitrarität oft bemühte Beispiel nhd. *Tisch* fällt in diese Kategorie. Von römischen Soldaten übernommen, gehen Signifikant und letztlich auch Signifikat zurück auf gr. *diskós* für (Wurf-)Scheibe. Seit dem war es den germ. Lautverschiebungen so unterworfen, dass es heute den Anschein eines germ. arbiträren Wortes hat (Vgl. Schmitt-Brandt 1998: 68-69. Schließlich lässt sich ein Großteil des Lexikons einer Sprache letztendlich auf ein, wenn auch abertausende Jahre zurück reichendes, sehr stark beschränktes Inventar an möglicherweise arbiträren Bezeichnungen zurückführen, von denen sich dann sämtliche Bezeichnungen ableiten lassen, die diachron arbiträr scheinen. Sprache und Sprechen geht ein Denkprozess voran, sodass vielleicht willkürlich eine Benennung aus mehreren möglichen ausgewählt wurde, aber spätestens diese Möglichkeiten sind mehr oder minder motiviert (etwa könnte für 'gelb' *Zitrone, Quitte, Löwenzahnblütenfarben* etc. in Frage kommen). Da, nach Ungeheuer, arbiträre Betrachtung sogar unter synchroner Sichtweise problematisch ist, ist Arbitrarität also richtigerweise nur ahistorisch zu untersuchen (Vgl. Ungeheuer 1968: 76-77. Diplomatischer geht Luther vor, er meint, dass kein Entweder-Oder dem Problem gerecht werde, als vielmehr die Überlegung, dass weder alle Wörter naturgegeben (also motiviert) noch alle beliebig (also unmotiviert) sein können (Luther 1970: 16). Monika Sokol erörtert, dass Arbitrarität als „relativ“ zu betrachten sei und verweist auf produktive Wortbildungsmuster und die aus diesen hervorgehende Motivation der neuen Wörter (Sokol 2007: 187). Gert Jäger schließt ebenfalls einen Zusammenhang zwischen signifikativer Bedeutung und Benennung nicht aus, dies spreche aber dennoch dem sprachlichen Zeichen als solchem nicht seine Zufälligkeit ab. Die Motivation zeige sich darin, dass mit größerer synchron erkennbarer Motivation das Verständnis größer sei als etwa bei Fremdwörtern (Jäger 1975: 94-96). Die antiken Denkansätze, konkret zur Arbitrarität, gehen aber noch weiter. Nicht nur die Zuordnung des Lautbildes zum Referendum, nein auch dieses selbst ist arbiträr. Das ist konkret beobachtbar etwa mit dem Farbwort *nyekundu* im Swahili, das ursprünglich den gesamten Bereich der warmen Farben abdeckte. Heute treten, teils aus Neubildungen, teils als Entlehnungen, neue Farbwörter ins das Swahili und verfeinern die Einteilung des Spektrums. Der Bereich 'nyekundu' wird damit immer enger auf den Farbfocus zu, aber er behält

seinen Namen. Bedeutungswandel erfordern damit in gewisser Weise die Arbitrarität des Referendums.

2.3.3 Farbbezeichnungen als Metonymie

Mit der erstmaligen Benennung wird eine aufkommende Benennungslücke geschlossen mittels, so McNeill (1972: 23), dem Namen eines jeweils in der zu benennenden Farbe erscheinenden Gegenstandes. Bis zur Verwischung seiner Motivation nach einigen Generationen, und damit der festen Verankerung im Wortschatz kann über die Beziehung zum Namensgeber auf die beschriebene Farbe geschlossen werden, vgl. nhd. *orange* ↔ *blau*. Das Schließen von Benennungslücken erfolgt, indem die Benennung „durch einen sachlichen (z.B. räumlichen, zeitlichen, kausalen) Zusammenhang bzw. durch semantische Kontiguität [...]“ vom ursprünglich namensgebenden Gegenstand motiviert wird (Bußmann 2002: 434).

Als Exkurs soll eine besondere Benennung vorgestellt werden: *grue*. Gemeinhin erfolgt eine Auftrennung der Grundfarbwörter zuerst im warmen Farbbereich (‘gelb’ nach bzw. aus ‘rot’), bevor ‘grün’ und ‘blau’ getrennt werden. Eine besonders häufige verbale Nicht-Unterscheidung in Referenz auf das Farbspektrum wird getroffen im Bereich von *grün* und *blau*. Daher gibt es für dieses Phänomen die Bezeichnung *grue*, dem Akronym aus Englisch *green* und *blue* und die deutsche Entsprechung *blün* als ebensolches. Dieses Phänomen teilen eine verhältnismäßig große Zahl an Sprachen, darunter auch welche mit vielen Sprechern, wie Vietnamesisch oder Mandarin. Den Forschern Brown und Lindsey fiel auf, dass besonders Sprachen von in Äquatornähe lebenden Völkern diese Unterscheidung nicht treffen. Sie stellten fest, dass das stärkere UV-Licht in diesen Regionen die Linse frühzeitig trübe. Gelbe Pigmente sammelten sich dort an und absorbierten die blauen Anteile. Daher würden von den Betroffenen grüne, blaue und blau-grüne Färbungen als annähernd gleichfarbig erkannt. Zwar sind nicht alle Menschen einer „blünen“ Sprachgemeinschaft betroffen, wenn aber auch nur ein Teil (Lindsay/Brown sprechen von drei Viertel) die Unterscheidung treffe und ein anderer nicht, sei die Unterscheidung nicht mehr alltagstauglich und werde aufgegeben (Lindsay & Brown 2002: 506-511). Eine weitere Erklärung, die dann auch alle nicht in den Tropen beheimateten Grue-Sprachen mit einbezieht, geht davon aus, dass blaue Dinge in der Umgebung nicht nur selten vorkommen, sondern auch wenig Relevanz für das Leben haben. Paul Kay hat 1975 festgestellt, dass *grue* eigentlich eine Grundfarbe ist und zunächst, anstelle von ‘grün’ bzw. ‘blau’ so benannt wird. Erst nach der expliziten Benennung von ‘gelb’ würde auch ‘grue’ in ‘grün’ und ‘blau’ gespalten. Nach ‘rot’ in der Evolution der Grundfarbwörter wird also zeitlich entweder ‘grue’, dann ‘gelb’ und schließlich aus erstem ‘grün’ und ‘blau’ entwickelt, oder erst ‘gelb’, dann ‘grue’ und schließlich dieses dann gespalten. Somit müssten alle Sprachen, die über ‘grue’

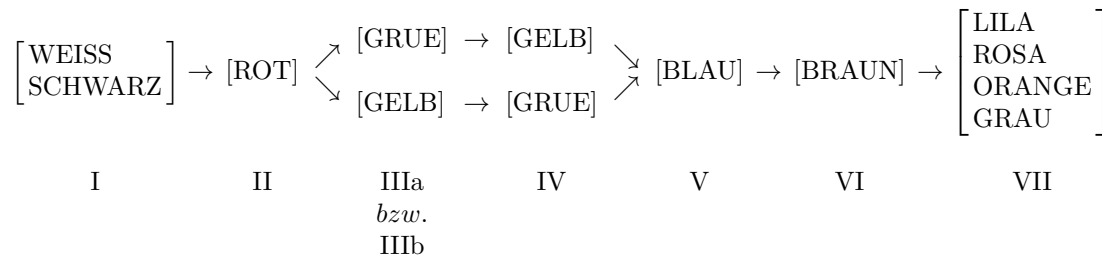


Abbildung 2.4: nach Kay 1975: 260

verfügen, höchstens auf vierter Stufe in der Hierarchie von Berlin und Kay stehen, also weder ‘grün’ von ‘blau’ getrennt noch ‘gelb’, ‘braun’, ‘lila’, ‘rosa’, ‘orange’ und ‘grau’ enthalten.

Mit der Kategorie ‘grue’ muss die Einteilung der Hierarchie von Berlin und Kay an entscheidender Stelle geändert werden. In ihrem Schema wird ‘blau’ erst nach ‘gelb’ und ‘grün’ auf Stufe V unterschieden, tatsächlich kann aber ‘grue’ schon auf Stufe III oder IV auftauchen, die Aufteilung in ‘grün’ und ‘blau’ erfolgt aber in jedem Falle erst nach der Verbalisierung von ‘gelb’ (Schäfer 1987: 23) (vgl. Abbildung 2.4).

2.3.4 Grundfarbwörter diachron betrachtet

Gemäß Berlin und Kay unterliegt die zeitliche Entwicklung der Grundfarbwörter von ursprünglich zwei (hell versus dunkel) bis hin zu elf in den Sprachen industriell am höchsten entwickelter Kulturen keinem Zufall, sondern scheint einem bestimmten Schema zu folgen. Von links nach rechts durchläuft die sich in ihrem Farbwortschatz ausdifferenzierende Sprache das Schema aus Abbildung 2.3 und bildet mit der Zeit seine Farbwörter eben in dieser Reihenfolge aus. Bis auf wenige Ausnahmen, die seit 1969 gefunden wurden, verläuft oder verlief die Entwicklung der Grundfarbwörter bei nahezu jeder Sprache auf diese Weise.

Zunächst existieren, so Berlin und Kay 1969, im Lexikon zwei große Bereiche (Stufe I): ein heller, langwelliger (mit den Farben *weiß*, *gelb* und *rot* sowie den jeweiligen Mischfarben) und ein dunkler, kurzwelliger (mit den Farben *schwarz*, *grün* und *blau*, sowie den jeweiligen Mischfarben). Im ersten Schritt wird nun aus dem ersten Bereich *weiß* abgespalten und der Rest erscheint als *rot* (Stufe II). Nun wird entweder der rote Bereich noch in *gelb* und (tatsächlich) *rot* gespalten (Stufe IIIa) oder aus dem zweiten Bereich *schwarz* gegenüber *grue* ausgestoßen. Im Folgenden trennt sich der jeweils andere Farbbereich aus IIIa entsprechend in die Einzelfarben auf (Stufe IIIb). Schließlich werden die verbleibenden Farbbereiche feiner aufgeteilt: *grue* zu *blau* und *grün* (Stufe IV). Danach entstehen die sekundären Grundfarben als Mischfarben aus den bisherigen primären Grundfarben: *braun* (Stufe V) sowie auf der letzten Stufe dann *ro-*

sa, lila, orange und *grau*. Nübling zeigt anschaulich im Kapitel „Lexikalischer Wandel“, dass die fr. Lehnwörter *lila* und *orange* den Wirkungsbereich der germ. Grundfarbwörter *rot, blau* und *braun*, fr. *orange* den von *rot* und *gelb* entsprechend eingeschränkt und spezifiziert haben (Nübling & et al. 2008: 146). Konkret entlehnt worden seien sie im 19. Jhd. (Gipper 1972: 29). Die Mischfarbadjektive sind im Deutschen mehrheitlich Fremdwörter und auch noch als solche erkennbar. Darauf weist auch ihre eingeschränkte Flektierbarkeit hin (das blaue Kleid - das lila / *lilane / lilafarbene Kleid), außerdem ist ihre statistische Verwendung (*lila, rosa, etc.*) merklich geringer als die der reinen Farbwörter (*blau, rot etc.*). Aus diesen Gründen klammert Altmann sie sogar von den Grundfarbwörtern aus (Altmann 1999: 10).

Mit den erreichten elf Grundfarbwörtern muss aber ihre Entwicklung noch nicht zum Abschluss gekommen sein. Kay und McDaniel schließen eine weitere Verfeinerung des Farbspektrums nicht aus und verweisen auf die Möglichkeiten weiterer Kombinationen: im Russischen etwa *goluboj* als Kombination aus ‘blau’ und ‘weiß’ gegenüber *sinij* (‘blau’), im Englischen die Kombination aus ‘grün’ und ‘blau’ (ne. *turquoise / aqua*), aber auch ‘gelb’ und ‘grün’ als ne. *lime* (Kay & McDaniel 1978: 640-641). Schäfer nennt für das Deutsche analog zu ne. *turquoise* nhd. *türkis* als mögliche und wahrscheinlichste zwölfte Grundfarbe (Schäfer 1987: 24).

Paul Kay gibt 1975 Hinweise, wie nun konkret in einer Sprachgemeinschaft Grundfarbwörter, sozusagen im Alltag, nach diesem Schema entwickelt werden. Eine „homogeneous speech community“ sei nicht nur eine „idealization“, sondern sogar ein „myth“ (Kay 1975: 262). Bereits William Labov und andere sprechen von synchroner Heterogenität einer jeden Sprachgemeinschaft, die unter Umständen zu einem Sprachwandel führen kann. Aus neueren neurologischen Erkenntnissen schließt Schönberger 2003, dass überhaupt jeder Mensch (s)ein eigenes Sprachsystem im Kopf habe und die vermeintliche gegenseitige Verständigung mit Sprechern „derselben“ Sprache allein auf weitgehende, aber niemals vollständige Übereinstimmungen in beiden Sprachsystemen zurück zu führen sei (Schönberger 2003: 272-273). Kay schreibt, dass im Moment des Überganges zwischen einer veralteten und neuen Variante eines Phänomens, der durchaus länger anhalten kann, mehrere Varianten koexistierten. Das könne unter anderem verschiedene Register, verschiedene Sprecher insgesamt, aber auch verschiedene Sprechsituationen bei ein und demselben Sprecher oder diatopische Varianten betreffen. Sprachwandel auf lange Sicht (diachron) zeichne sich also durch synchrone Variantenvielfalt aus. Möglicherweise gewinne eine Variante durch inflationären Gebrauch die Oberhand und etabliert sich später als diachrone Neuerung. Hierin liege der Keim des Sprachwandels und aller Änderungen im Sprachsystem auf morphologischem, syntaktischem, phonetischem, lexikalischen etc. Gebiet. Auf die Grundfarbwörter bezogen stellt Kay fest, dass nicht alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft sich zu einem bestimmten Zeitpunkt auf der gleichen Stufe der Hierarchie nach Berlin und Kay be-

finden, also nicht alle über genau dieselbe Anzahl an Grundfarbwörtern verfügen, wohl aber befinden sie sich auf benachbarten Stufen. Dies führt zur Gauß'schen Normalverteilung: Die Mehrheit der Sprecher kennt die Grundfarbwörter, die ihrer jeweiligen Sprachstufe entsprechen. Einige wenige jedoch kennen (noch) nicht all diese und andere wenige kennen mehr als diese. Die neuen Grundfarbwörter, die also über die eigentliche Sprachstufe hinaus gehen, werden erst sekundär erlernt, etwa bei der Arbeit (weil sie hier notwendig sind, im Alltag aber nicht) oder durch den Zugang zu höherer Bildung. Die individuelle Sprachstufe eines jeden Sprechers ist wohl auch von Alter und sozialem Hintergrund abhängig (Kay 1975: 262-264). Eine breitere und tiefer gehende Einführung in die Möglichkeiten für diachrone Entwicklungen auf semantischem und lexikalischem Gebiet nennt Fritz 1998. Von möglichen Ursachen für neue Bezeichnungen (neue Sachverhalte, Sichtweisen ausdrücken; verpönte Ausdrücke vermeiden; wertende oder gerade wertfreie Benennung; Symmetrie der Kommunikationssituation, soziale Faktoren usw.) über Möglichkeiten (Umdeutung vorhandener Ausdrücke; metonymische, euphemistische oder metaphorische Verwendungsweisen; Entlehnungen usw.) hin zu Verbreitung und Verteilung (Wer benutzt das neue Wort; auf welche Weise wird der neue Ausdruck verbreitet, warum ist er so verdrängend oder auch nicht, wie erfolgt die Weitergabe, in welcher Situation; regionale Verteilung usw.). Fritz unterteilt den Weg von einmaliger, vornehmlich einem pragmatischen Zweck dienlicher, Verwendung hin zu vollständiger Einbürgerung in „Routinisierung“, „Standardisierung“ und schließlich „Konventionalisierung“. Routinisierung tritt ein, wenn in der selben Situation immer wieder auf dieselbe (einmalige) Bezeichnung zurück gegriffen wird. Als Selbstläufer mit erfolgreicher Weitergabe an immer mehr Sprecher verliert sie langsam ihren pragmatischen Charakter und ist schließlich vollständig von der ursprünglich pragmatisch bestimmten (einmaligen) Situation gelöst universell und konventionalisiert verwendbar. Dieser Erfolgsgeschichte liegt jedoch zugrunde, dass die Mehrheit der Sprecher die Notwendigkeit der Benennung erstens als ebenso erforderlich und zweitens als mit dieser und keiner anderen Möglichkeit gelöst betrachtet (Fritz 1998: 38-85). Mit Ullmann lässt sich sagen, dass aus ihrem Wortfeld gelöste Wörter, und auf dem Weg zum konventionalisierten Farbwort lösen sie sich ja von ihrem Namensgeber, sich in ihrer Bedeutung von ihrem Ursprung fortentwickeln (Ullmann 1973: 245). Ihr Entfernungsmaximum erreichen Farbwörter schließlich in metaphorischer Verwendung (*grün hinter den Ohren sein* oder *sie ist blond*). Hier kann auf die Fülle nicht weiter eingegangen werden, jedoch grob das facettenreiche und keinesfalls vollständig erschlossene Feld von Sprachwandelphänomenen angerissen werden. Weiter vorn bereits der Fall des Japanischen genannt, bei dem dieser Wandel gerade im Vollzug ist. Zwar handelt es sich um ein Kontinuum im Übergang von einer Farbstufe zur nächsten (möglicherweise können auch mehrere Übergänge gleichzeitig statt finden), mit der endgültigen Einbürgerung neuer Farbwörter erfolgt die Entwicklung des Lexikons schrittweise. Für die Farbwort-

übersetzung sind am wichtigsten die metonymische Verwendungsweise und Entlehnungen, um neue Sachverhalte bzw. Sichtweisen auszudrücken. Das Verbreitungsgebiet eines bestimmten Farbwortes kann ebenfalls sehr wichtig werden, genau wie soziolinguistische Fragestellungen. Mit fortschreitender Spektralaufteilung wird der einzelne Prototyp immer weiter verstärkt. Ist 'rot' in einer Sprache mit einem zweistufigen Farbsystem weitgehend unspezifisch, werden die den Focus umgebenden Bereiche im weiteren Verlauf immer weiter abgestoßen, bis nur noch der Prototyp übrig ist. Somit kann von einer Prototypenverstärkung im Entwicklungsgang der Farbwörter gesprochen werden. Auch im Portugiesischen vollziehen sich solche Prozesse. Barbara Schäfer-Prieß hat die Verteilung der Grundfarbbezeichnungen im Portugiesischen untersucht, wo es oftmals Grundfarbwortpaare gibt (*preto – negro; roxo – violeta; vermelho – encarnado; cor-de-rosa – rosa* etc. Diese Paare sind jeweils gekennzeichnet durch eine gewisse Markierung hinsichtlich Diachronie (*preto – negro*), Diaphasie (*roxo – violeta*), Diastratik (*vermelho – encarnado*), Diatopik (*vermelho – encarnado*) und formaler Variation (*cor-de-rosa – rosa*) (Schäfer-Prieß 2010: 373).

2.4 Zusammenfassung

Das erste Kapitel, das hiermit zum Abschluss kommt, diente der Vorbetrachtung und der Schaffung der Grundlage aus angrenzenden Wissenschaften, um auf dieser Grundlage die folgenden Kapitel aufbauen zu können.

Das Farbspektrum, das aus dem kontinuierlichen Wellenlängenbereich zwischen 390nm und 780nm besteht wird zunächst von allen Menschen mit Augen und Gehirn wahrgenommen. Für die Universalisten ist die Einteilung des Farbspektrums im Gehirn für alle Menschen gleich verankert und die Sprache fasst nur verschiedene Bereiche zusammen oder auch nicht, woraus sich verschieden viele Grundfarbwörter ergeben. Die Relativisten messen der Sprache einen maßgeblichen Einfluss auf die Farbwahrnehmung bei. Farbliche Unterschiede können lebensentscheidend sein, etwa eine grüne Oase inmitten einer Wüste oder die Feinde abschreckenden Färbungen der Kurare-Frösche im Amazonas-Gebiet. Die Benennung der Farben erfolgt meist von einem prototypischen Vertreter aus, das ist in vielen Kulturen unabhängig voneinander geschehen. Grundsätzlich erreicht eine Kultur mehr Grundfarbwörter im Sinne Berlin und Kay, je entwickelter bzw. fortschrittlicher sie ist. Deshalb sind Sprachen mit einem sehr viel kleineren Inventar an Grundfarbwörtern oft nur in entlegenen Regionen, z.B. in den Bergen Guineas zu finden. Gipper dokumentiert aber auch für ältere Bauern in der Eifel, dass sie lediglich *rot, grün, gelb* und *blau* benutzten. Möhren wären also entweder 'gelb' oder 'rot' und nicht 'orange' (Gipper 1972: 30). Das Erkennen von Farbunterschieden ist aber nicht an Sprache gebunden, sondern naturgegeben durch die Eigenschaften der Retina und maßgeblich des visuellen Cortex im Gehirn. Farbunterschiede werden

wahrgenommen, auch von Menschen aus Kulturen, deren Sprachen sie nicht benennen. Optische Täuschungen, besonders welche mit dem Thema Farben, würden insgesamt bei Menschen aller Sprachen und Kulturen funktionieren, unabhängig der Anzahl an Grundfarbwörtern. „Farbe“, die im Gehirn bestimmten Wellenlängen zugeordnet wird, dient dem Überleben, der Orientierung usw. im Raum und in der Zeit. Die Sprache dient hierbei nur der Referenz auf Farben und deren bewussten Unterscheidung in der menschlichen Kommunikation. Schon in den 1880er Jahren herrschte Einigkeit darüber, dass 1. die Fähigkeit aller Menschen zum Erkennen und Unterscheiden verschiedener Farben gleich ist; 2., dass Farbwahrnehmung und ihre Verbalisierung nicht zusammenhängen und 3., dass die Farbbenennung bestimmter allgemeiner Regeln folge (Schäfer 1987: 17).

Im Folgenden kann aufgrund der oben dargestellten Experimente davon ausgegangen werden, dass im Feld der Farbwortbeschreibung eine Trennung von Sprache und Denken jedenfalls soweit erfolgt, dass die verbale Farberfassung ihre Wahrnehmung nicht beeinflusst.

3 Zur Übersetzung von Grundfarbwörtern

Nachdem im vorhergehenden Kapitel auf die Wahrnehmung, Bedeutung und Benennung von Farben eingegangen wurde, soll dieses Kapitel das Übersetzungsproblem von Grundfarbwörtern bearbeiten. Bei John Lyons ist, in der Übersetzung von 1992, zu lesen: „Ebenso bekannt ist, daß [...] eine wörtliche Übersetzung von Farbbezeichnungen von einer Sprache in die andere häufig unmöglich ist, weil kein Wort der einen Sprache genau einem Wort der anderen Sprache entspricht.“ (1992: 278). Hier werden zwei Dinge vermischt. Zunächst ist die Umwelt von allen Menschen gleichermaßen mit ihren Sinnen zugänglich und wahrnehmbar. Für das Farbspektrum bedeutet das, dass alle Menschen alle Farben sehen und mit ihren Sprachen auch darauf referieren, nur in verschiedenen feinen Einteilungen. Es gibt keine Benennungslücken: auch eine Sprache mit nur zwei Farbwörtern kann das gesamte Farbspektrum (zwar mit nur zwei Farbwörtern) benennen. Die Benennung ist aus Sicht der feiner einteilenden Sprache möglicherweise uneindeutig, aber eine wörtliche Übersetzung, wie oben Lyons dies behauptet, mit genau einem Wort in der Zielsprache ist möglich. Auf eine bestimmte Wellenlänge (Farbe) referieren beide Sprachen mit je einem Wort (von unscharfen Grenzen abgesehen). Ob nun das gleiche Wort in der jeweiligen Sprache auch noch für andere Farben verwendet wird, ist zunächst nicht relevant, die Zuordnung ist in jedem Falle eindeutig, aber nicht notwendigerweise auch eineindeutig: „Eine Translation ist kaum je und nur als Sonderfall eindeutig abbildend und umkehrbar [...].“ (Reiß & Vermeer 1991: 77). Die beiden Farbwörter aus ZS und AS entsprechen einander in der Richtung von der feiner zur gröber einteilenden Sprache, umgekehrt nicht. Die kulturell bedingte Differenzierung in der Benennung ist für die Benennung an sich und die Wahrnehmung uninteressant. Die wörtliche Wiedergabe ihrerseits kann durch Farbvergleiche sehr stark angenähert werden, denn schon innerhalb einer Sprache, etwa dem Deutschen, existieren streng genommen ungeheuer viele für *gelb*, die nicht weniger einander entsprechen als die Übersetzung mit *in der Farbe der Blüte jener Pflanze* in eine Sprache, die für ‘gelb’ kein eigenes Farbwort hat.

Außerdem, so kann vorgreifend gesagt werden, ist in den seltensten Fällen eine wörtliche Übersetzung der AS-Einheit erforderlich. Die Übersetzungspraxis verlangt in der Regel heute an den Adressaten der ZS angepasste Texte. Darin sind dann auch die Far-

ben, die der AS-Sprecher gesehen und entsprechend benannt hat, mit den Augen (und dem Gehirn!) der ZS zu betrachten. Nur selten ist ein dem Farbbereich der AS-Einheit entsprechender Ausdruck in der ZS zu finden. Außerdem ist die Bezeichnung „Wort“ hier ungenau. Das moderne Japanisch etwa besitzt Farbbezeichnungen, die nicht nur aus einem einzigen Wort¹ bestehen und dennoch werden sie als Grundfarbbezeichnung herangezogen und stehen monolexikalischen in nichts nach. Eine bedeutungsgleiche Übersetzung kann auch erfolgen, wenn die Anzahl der verwendeten lexikalischen Einheiten in AS und ZS voneinander abweichen. Weiter bleibt zu fragen, was eine „wörtliche Übersetzung“ in diesem Falle genau meint. Das Original ist da eindeutiger: „It is also well known that [...] word-for-word-translation of basic colour-terms across languages is frequently impossible because no word in the one corresponds exactly to a word in the other“ (Lyons 1981: 313). Also eine interlineare Wort-für-Wort-Übersetzung, deren Anspruch in der Regel allerdings mehr das Aufzeigen der grammatischen Strukturen der AS („jemandem ist eine Katze“) als die Interpretation des Koschmieder’schen Gemeinten aus der ZS heraus ist als inhaltlich exakt zu sein. Die Deutsche Übersetzung spricht von „Farbbezeichnungen“, diese können freilich auch polylexikalisch sein, denn brombeerfarben ist im Grunde eine bilinguistische Farbbezeichnung. Im Original ist aber von „basic colour terms“ die Rede, die bei Berlin und Kay eindeutig als „monolexikalisch“ festgelegt sind. Daher könnte, laut der deutschen Version, eine wörtliche Übersetzung auch dann erfolgen, wenn es, wie Lyons annimmt, kein Wort in der ZS gibt, das dem in der AS genau entspricht, nämlich dann, wenn erstens Wort-für-Wort übersetzt wird oder zweitens nicht sinngemäß, sondern nach den Bedeutungen der einzelnen Wörter, also interlinear. Für das einzelne Farbwort gilt dasselbe: jap. *hai-iro* (‘grau’) kann wörtlich, auf Farben beschränkt, als ‘Asche-farben’ oder als ‘grau’ (als Interpretation des Koschmieder’schen Gemeinten aus der ZS heraus) wiedergegeben werden. Beide sind wörtlich und deckungsgleich mit dem AS-Ausdruck. Aber es gibt auch schwierigere Fälle, wie weiter unten gezeigt wird. Vielleicht ist John Lyons hier zu sehr von der generativen Grammatik und der gemeinsamen Tiefenstruktur aller Sprachen im Sinne dieser ausgegangen. Dafür könnte sprechen, dass die Evolution der Grundfarbwörter in den von Berlin und Kay untersuchten Sprachen aus allen Teilen der Welt weitgehend nach dem gleichen Muster erfolgt. Dieser ist aber kein unbedingt linguistischer Fakt, als er doch vielmehr von den sozialen und kulturellen Gegebenheiten der Sprechergemeinschaft ausgelöst und voran getrieben wird. Außerdem kommt hierbei der Wahrnehmung (hier besonders den Stäbchenzellen mit ihren Frequenzmaxima in der

¹Dies trifft auf einige der Wort-Klassifizierungen, etwa syntaktische, morphologische, lexikalische zu. Im konkreten Fall des Japanischen ist das phonologische Kriterium umstritten, da das Japanische weder einen Tonhöhen-Moren- noch einen Druckakzent kennt. Unter „Wort“ bzw. „Farbwort“ ist im Folgenden jener Textbaustein gemeint, der eine Grundfarbe eindeutig kodiert und etabliert ist. „In der Farbe der Zitrone“ kodiert auch eine Grundfarbe, ist aber nicht etabliert, sondern nur okkasionell verwendet als Ersatz für ein fehlendes Grundfarbwort.

Netzhaut) ein erheblicher Anteil der Farberkennung zu. Theoretisch könnten außerdem, so Koschmieder, jederzeit neue Ausdrücke in das System einer Sprache eingepflegt werden, denn Sprache ist nicht nur dynamisch, sie besitzt auch genügend Mittel, um das System entsprechend den Bedürfnissen seiner Sprecher und Sprecherinnen zu erweitern (Koschmieder 1965: 111).

Otto Kade spricht von prinzipieller Übersetzbarkeit derart, dass wenn in jeder Sprache alles ausdrückbar ist (und die Sinnesorgane aller Menschen auf der Welt arbeiten ja nach den gleichen Prinzipien), auch zwischen ihnen alles übersetzbar ist (Kade 1968: 68). Zunächst werden Übersetzungskontexte gefunden, in denen ein solches Problem auftreten kann.

Die Übersetzung der Grundfarbwörter soll hier hauptsächlich am Sprachenpaar Swahili-Deutsch simuliert werden. Swahili steht somit für eine Vielzahl weiterer Sprachen, und genau genommen auch Deutsch, da die Übersetzung zwischen beliebigen Sprachen, also auch solchen mit sechs und zehn oder zwei und neun etc. Grundfarbwörtern, erfolgen kann. Swahili wurde gewählt, weil es nachweislich noch eine hohe Zahl Muttersprachler, und solcher, die keine weitere Sprache außer Swahili beherrschen, gibt, es gut erforscht und greifbarer ist als eine Eingeborensprache Neu-Guineas. Im Zuge zunehmender Globalisierung und dem immer weiter fortschreitenden Raubbau an der Natur auch in entlegendsten Gegenden durch die westliche Welt in ihrem unersättlichen Geldhunger dürfte es kaum mehr Sprachen geben, die isoliert und ohne jeglichen beeinflussenden Sprachkontakt, etwa mit dem Englischen, fortbestehen. Viele der jüngeren Generationen wachsen bereits zweisprachig auf oder folgen dem Strom und tauschen die jahrtausende alten Traditionen ihres Stammes gegen Anzug und Krawatte (sonst hätten Berlin und Kay ihre Farbstudie mit vielen Sprechern isolierter(er) Sprachen auch nicht alleinig im Großraum San Francisco durchführen können). Deshalb ist es sehr schwierig, wirklich unverfälschte Sprachen hinsichtlich besonderer Phänomene zu untersuchen.

Berechtigter Einwand gegen die Kategorisierung bei Berlin und Kay, sie ordnen Swahili als eine Sprache mit nur drei Grundfarbwörtern ein, kann dahingehend hervorgebracht werden, als dass in Wörterbüchern, und zwar schon in welchen aus der Zeit vor der Farbstudie 1969, durchaus auch aus dem Englischen stammende Grundfarbwörter gelistet und mit jeweils eigenen Repräsentationen wiedergegeben sind.²

²Im „English-Swahili Dictionary“ von A.C. Madan von 1923 sind alle Farbbezeichnungen ausdifferenziert benannt außer ne. *pink*. Dieses wird mit ‘nyekundu’ übersetzt und damit dem Bereich ‘rot’ zugeordnet. *Purple* ist mit ‘wekundu’ angegeben, auch hier eine offenbare enge Verwandtschaft zu ‘nyekundu’. Allerdings bilden die Sprachen, so Berlin und Kay, diese beiden Farbwörter, zusammen mit ‘orange’ und ‘grey’, erst auf der letzten, siebenten, Stufe aus. Folglich wäre Swahili durchaus als Stufe VI-Sprache anzusehen. „Langenscheidts Wörterbuch Swahili-Deutsch“ aus dem Jahr 2000 von Hoftmann und Herms notiert für nhd. *rosa* das englische Lehnwort sw. *pink* und für nhd. *lila* schließlich sw. *urujwani*, ein aus dem Persischen stammender Ausdruck. Soweit befindet sich das Swahili also mit den meisten idg. Sprachen auf einer Farbebene.

nhd. Farbwort	Übersetzung in Langenscheidts Wörterbuch	Bedeutung der einzelnen Teile
grün	rangi ya kijani	in der Farbe des Grases, grasartig
blau	b(u)luu	aus dem Englischen
gelb	rangi ya manjano	in der Farbe des Gelbwurz, Safrans
grau	kijivu	aschfarben
orange	rangi ya chungwa	in der Farbe der Apfelsine
lila	urujuani	aus dem Persischen: violette Farbe
rosa	pinkii	aus dem Englischen: pink, rosa
braun	kahawia	(kaffee-)braun ³

Tabelle 3.1: Wörterbucheinträge Swahili – Deutsch

Sowohl die diastratische, diatopische als auch diaphasische Verwendung dieser oft noch auf dem Niveau von Vergleichsfarbwörtern stehenden Bezeichnungen sind dabei mit hoher Wahrscheinlichkeit von einer Diversität gekennzeichnet, so dass, bei einer Übersetzung in „das Swahili“, nicht davon ausgegangen werden kann, dass jeder Swahili-Sprecher die entsprechenden Wörter und ihre Referenzen kennt. Außerdem könnten einige situationell so stark gebunden sein, dass eine Übertragung auf andere Kontexte zu Unverständnis führt, oder jedenfalls die Gefahr hierzu besteht. Wieder andere sind aus dem Arabischen oder Persischen entlehnt und zu ihrem Verständnis muss die Kenntnis dieser Wörter bzw. auch von Vergleichsobjekten vorausgesetzt werden. Die mit dem Swahili eigenem Vokabular benannten Farben hingegen verstehen sich auf Anhieb eben gerade durch die Art ihrer Benennung. In der Klassifizierung bei Berlin und Kay für Grundfarbwörter schließen sich daher die meisten als nicht-monolexikalisch oder nicht in allen Konzepten benutzbar aus. Zu überprüfen ist, dies führe nun aber endgültig zu weit, in wie weit solche Farbwortübersetzungen im Wörterbuch auch tatsächlich von Muttersprachlern gekannt und aktiv verwendet werden. Kritisch könnte angemerkt werden, dass es sich ja einfach um leicht verständliche Entsprechungen derart handeln könnte, dass die Laien-Übersetzer gar nicht von ihrem Übersetzungsfluss abkommen, indem sie auf das Problem der Farbwortübersetzung durch nicht existierende Entsprechungen gestoßen werden. Der Swahili-Sprachraum ist, wie die meisten in Sprachräume Afrika, von starker Zersplitterung geprägt, es gibt viele weitgehend isoliert lebende Sprechergruppen, bei denen nicht dieselbe Sprachkompetenz angenommen werden kann wie bei einem in einer Großstadt lebenden Sprecher mit hoher Bildung und Fremdsprachenkenntnissen. Bei der Übersetzung und dem Dolmetschen aus dem Swahili, möglicherweise ist der AT-Produzent sogar tatsächlich isoliert lebend,

³Diese Übersetzung ist direkt als Entsprechung bei Langenscheidt vermerkt. Sie weist auf das Stadium des sich offenbar gerade im Lösungsprozess vom Namensgeber befindlichen Farbwortes hin.

kann ebenso nicht davon ausgegangen werden, dass der bzw. die Übersetzende und der Swahili-Sprecher in ihrem Farbvokabular übereinstimmen. Auch der bzw. die beste Übersetzende kann nicht jede Varietät beherrschen. In diesem, zugegeben etwas überspitzen Fall, kann nun ebenfalls die Frage nach dem Wie der Übersetzung hervortreten. Da das Swahili hier nur beispielhaft in Erscheinung tritt, wird davon ausgegangen, es gäbe, außer den bei Berlin und Kay für das Swahili angenommenen, keine weiteren als diese Grundfarbwörter im Swahili. Berlin und Kay dokumentieren, dass die Angaben ihrer Informanten für das Swahili nur bei den drei Grundfarbwörtern ‘weiß’, ‘schwarz’ und ‘rot’ übereinstimmen und bei den weiteren sehr stark divergierten (Berlin & Kay 1969: 60). Aus diesem Grund ist Swahili als Stufe II-Sprache aufgeführt.

3.1 Einordnung und Begriffsklärung

3.1.1 Übersetzbarkeit, Übersetzungsschwierigkeit oder Übersetzungsproblem?

Eine, wenn auch schon etwas zurückliegende, Sichtweise auf Übersetzbarkeit bringt Erwin Koschmieder (1965) hervor. Er spricht von grundsätzlich uneingeschränkter Übersetzbarkeit aus der Tatsache heraus, dass sämtliche sprachliche Zeichen, neben dem von ihnen tatsächlich Bezeichneten auf etwas Gemeintes hindeuten. (Bsp. Karneval, gratis, Perfekt etc., sie alle haben eine Bedeutung [carne-vadis; zum Danke; abgeschlossen] und meinen etwas [Beginn der Fastenzeit; kostenlos, Vergangenheit]. Dieses Gemeinte liegt, bei der Übersetzung, der AS-Einheit und der ZS-Einheit zugrunde, wird jedoch jeweils verschieden sprachlich realisiert. Das außersprachliche Bild, das im Deutschen am treffendsten mit ‘jemand besitzt eine Katze’ beschrieben wird, könnte im Lateinischen *alicui felis est* heißen. Diese ist die sprachliche Realisierung im Latein. Dessen Übersetzung ins Deutsche würde *jemandem Katze ist* lauten, das „Gemeinte“ aber ist *jemand hat eine Katze*. Auf Japanisch würde selbiges Bild so beschrieben werden: *dareka-wa neko-ga aru* (wörtlich: Was jemanden betrifft Katze befindet) AS- und ZS-Ausdruck sind über dieses Gemeinte verbunden und dieses Gemeinte, jedenfalls für die Farben, ist in der außersprachlichen Wirklichkeit, als physikalische Erscheinung zu suchen. Andernfalls, so Koschmieder, sei die Übersetzung falsch. Beim Übersetzen ist nun über dieses Gemeinte von den Zeichen der AS zu jenen der ZS zu gelangen, denn hinter dem bzw. den sprachlichen Zeichen der AS steckt das Gemeinte ebenso wie hinter jenen der ZS. In der Übersetzungspraxis auftretende Lücken widerlegen diese Vorgehensweise keineswegs, sie unterstreichen sie sogar. Zunächst greift Koschmieder auf die Aussagenlogik zurück: Ein sprachlich umrissenes Konzept in einer Sprache kann auch gedacht werden. Der Umkehrschluss, wie oft angenommen wird, also, dass etwas, das sprachlich nicht erfasst ist, auch nicht gedacht werden kann, gilt jedoch nicht (Koschmieder 1965:

101-108). Hier ist zu vergleichen mit Kollers Beispielen (Kapitel 3.3) oder auch mit Wandruszka (Kapitel 3.3).

Weiter geht Koschmieder aus von der grundlegenden Eigenschaft einer jeden Sprache, jederzeit neue Konzepte („Gemeintes“) mit neuen Zeichen oder Zeichenkombinationen zu versehen. Der Bekanntheitsgrad einer solchen Benennung in der Sprachgemeinschaft spielt dabei keine Rolle (Koschmieder 1965: 111). Im Sinne Kloss' besitzt jede Sprache prinzipiell die Fähigkeit, eine Ausbausprache zu sein, also ihr Lexikon ständig zu erweitern. Das entscheidende, so Koschmieder weiter, sei bei dieser Zeichenfindung einzig, dass diese(s) Zeichen in der ZS verstanden werden, sich also regelhaft in das ZS-System einordnen. Dann wären auch in das Navaho die Konzepte 'Teilchenbeschleuniger' oder 'AIDS' übertragbar. Umschreibungen oder Synthesen (wie aus Kollers Beispiel 'Großvater mütterlicherseits' für schw. *morfar*) sind dabei selbstverständlich, gerade damit das Gemeinte, und die in der AS in ihren Einheiten automatisch anhaftenden Seme, exakt getroffen werden. Zu denken ist hier auch an die Übersetzung syntaktischer oder morphologischer Strukturen bzw. diesen inhärente Informationen in Sprachen, die sehr stark von den indogermanischen Strukturen abweichen (wie Benjamin Lee Whorf dies für das Hopi herausgearbeitet hat) und für die es schlicht keine oder nur sehr wenige Entsprechungen in der idg. Zielsprache gibt. Zu nennen sind hier Phänomene wie Evidentialität, oder Höflichkeit in einigen Sprachen. Hier sind die japanischen Bezeichnungen für 'Bruder' zu nennen. Aus Gründen des Respekts wird im Japanischen unterschieden zwischen einem älteren und einem jüngeren Bruder - ein dem Deutschen gleichwertiger Ausdruck, der einfach 'Bruder', ohne Altersangabe, ausdrückt, kann hier nicht existieren, da das kulturelle System ein grundverschiedenes ist und dies sich in der Sprache niederschlägt.

Die Ansicht der prinzipiellen Übersetzbarkeit vertritt auch Otto Kade (Vgl. Kapitel 3.2). Dabei schneidet Koschmieder die bis heute die Übersetzungswissenschaft beschäftigende Frage nach der Grenze zwischen Übersetzung und Erklärung an. Er führt den treffenden Ausspruch D.G. Rossettis' an, der hier übernommen werden soll: „a translation remains perhaps the most direct form of commentary“ (D.G. Rossetti zitiert in Koschmieder 1965: 108).

Bezüglich der Übersetzbarkeit soll hier gelten, dass, wenn es darum geht, dem ZS-Rezipienten die Konzepte, die durch die AS aus der Umwelt gefasst werden, zu vermitteln, eine prinzipielle Übersetzbarkeit besteht. Diese muss auf Umschreibungen, eventuell auch außersprachliche Mittel, wie Zeichnungen etc., zurückgreifen, um dem Ziel, deckungsgleiche Informationen zu geben, möglichst nahe zu kommen. Dies ist nicht zu verwechseln mit dem Fall, dass ein Sprecher der AS und einer der ZS ein Geschehen beobachten und beide dazu, voneinander unabhängig, einen Text verfassen. Zwar kann eine informierende Übersetzung angefertigt werden, bei der dann sprachtypische Sichtweisen zu neutralisieren versucht werden, in der Regel jedoch soll eine Überset-

zung, wenigstens in der Rohfassung und nach heutiger Ansicht, nicht (nur) über das Geschehen neutral informieren, sondern den AT in der ZS wiedergeben bzw. über ihn berichten.

Die Übertragung von Farbwörtern über kulturelle Grenzen hinweg stellt sich streng genommen in Nords Terminologie sowohl als Übersetzungsschwierigkeit als auch als Übersetzungsproblem heraus (Snell-Hornby et al. 2006: 352). In jedem Falle liegt hier ein Übersetzungsproblem vor, da es sich zunächst um objektive Eigenheiten, die weder von der Übersetzungssituation noch von der Person des bzw. der Übertragenden abhängen, handelt. Das zeigte auch eingangs das Zitat aus Lyons. Für jedes Sprachenpaar individuell tut sich das Übersetzungsproblem auf, da trotz der Hierarchie bei Berlin und Kay, jede Sprache für sich, und damit jedes Sprachenpaar im doppelten Sinne, individuell ist. Entsprechend ist die Findung des ZS-Ausdruckes in jeder Situation neu anzustellen. Die, besonders im nächsten Abschnitt deutlich hervor tretende, Wichtigkeit von Farben in bestimmten (etwa vor Gericht) wie allgemeinen Situationen und ihre für jeden Fall neu zu findende zielsprachliche Entsprechung lassen sie zum sprachenpaarbezogenen Übersetzungsproblem werden. Grundsätzlich kann zwar für jedes Sprachenpaar eine Art Glossar mit den jeweiligen Entsprechungen erstellt werden, dies ist aber nur sinnvoll und entschärft damit die Übersetzungsschwierigkeit, wenn die Ausgangssprache diejenige mit mehr Farbwörtern und einer feineren Einteilung gegenüber einer ZS mit gröberer Einteilung und weniger Farbwörtern ist. Auf diese Weise wird klar, welche Farbbereiche der AS lexikalisch in ZS-Ausdrücken zusammen gefasst werden. Die entgegengesetzte Richtung, die aufzeigt, welchen zielsprachlichen Farbwörtern grundsätzlich ein einziges ausgangssprachliches entsprechen kann, ist wenig hilfreich. Aus dem Übersetzungsproblem kann in diesem Fall eine Übersetzungsschwierigkeit entstehen. Etwa, wenn es dem bzw. der Übersetzenden nicht gelingt, den beschriebenen farbigen Gegenstand selbst in Augenschein zu nehmen und auch intensive Recherchen keine befriedigenden Ergebnisse liefern. Vorstellbar wäre hier eine Gerichtsverhandlung, in der zwischen zwei das Farbspektrum unterschiedlich verbalisierenden Sprachen vermittelt wird und eine bestimmte Farbe juristisches Gewicht, z.B. bei einer Zeugenaussage, hat (s. nächstes Kapitel). Grundsätzlich besteht ein Übersetzungsproblem bei der Findung eines ZS-Ausdruckes für spezifischere Farbbezeichnungen, als es die ZS hergibt. Hierzu kann eine Übersetzungsschwierigkeit treten, wenn die tatsächliche Farbe nicht oder nicht ausreichend ergründbar ist.

3.1.2 Übersetzungssituationen

Die konkrete Übersetzungssituation muss sich durch verschiedene Charakteristika auszeichnen, um das Problem der Farbübersetzung hervorzubringen. Literarisches Übersetzen eines Romans aus dem Gälischen etwa, wo das Farbwort *glass* ‘blau’, ‘grün’ und

‘grau’ vereint, stellt eine kleinere Hürde dar. Der Kontext erlaubt hier oft eine Klärung, etwa sind Bäume in aller Regel grün (und nicht blau) oder möglicherweise an einem nebligen Novembertag grau. Auch bei Sprachen mit weniger Farbwörtern gelingt dies noch einigermaßen genau, auch wenn der bzw. die Übersetzende die tatsächliche Farbe nicht kennt. Die Mantelfarbe der Protagonistin ist wahrscheinlich weniger wichtig oder sie wird aus Gründen der Poetizität bzw. anderer zielkultureller Konnotationen an die Farbe ohnehin verändert. Bei einer Gemäldebeschreibung etwa ist zwar die einzelne Farbe wichtig, aber der bzw. die Übersetzende kann dieses selbst in Augenschein nehmen und so die Farben mit der Zielsprache direkt benennen. Ausgangspunkt bildet hier also der zweite Teil der Koller’schen Einteilung in „*Fiktivtexte* und *Sachtexte*“ (Koller 2011: 278). Nur letztere sollen Betrachtet werden.

Zu unterscheiden ist eine Dolmetsch- von einer schriftlichen Übersetzungssituation, da erstere von Situationsgleichheit, letztere gerade durch Verschiedenheit der AT- und ZT-Situationen charakterisiert ist. Wichtig wird die exakte Farbe in nicht nachprüfbar oder zeitlich sich ändernden Zusammenhängen und/oder wenn etwas Entscheidendes von ihr abhängt. Etwa bei einer Zeugenaussage vor Gericht kann eine bestimmte Farbe von hohem Interesse sein. In einem Extremfall etwa könnte der einzige Zeuge vor einem deutschen Gericht ein Tourist sein, der nur seine Muttersprache (Swahili) spricht und während seines Aufenthaltes mit der Reisegruppe zum Zeugen wurde. Solange er selbst keine Sprache mit merklich anderem Farbwortinventar bzw. in diesem Falle kein Deutsch spricht, wird ein Dolmetscher bestellt, der u.a. dieses Problem dann zu lösen hat. In diesem konkreten Fall werden dann banale Fragen wie nach der Farbe der Kleidung, ob jemand noch bei gelb oder schon bei rot über eine Ampel fuhr, zum Übersetzungsproblem. Auch problematisch könnten etwa Angaben zur Linienfarbe bei öffentlichen Nahverkehrsmitteln werden, wenn diese keine Nummerierung, sondern lediglich eine Färbung zu ihrer Unterscheidung tragen (bspw. Chicago, Lissabon, Los Angeles, Toronto). Im Zuge sich ständig fortentwickelnder Kommunikationsmedien werden vermehrt Farben eingesetzt, z.B. in Chat-Programmen oder bei der SMS-Funktion bei einem obstnahen Computer- und Unterhaltungselektronikhersteller. Hier ist eine versandte Nachricht ‘blau’, eine empfangene ‘grün’ gefärbt. Es gilt die Frage zu beantworten, wie nun die betreffenden Stellen einer Bedienungsanleitung für ein solches Gerät in eine Sprache übersetzt werden wird, die zwischen beiden Farben nicht unterscheidet.

Auch bisher isoliert lebende Völker mit wenigen Grundfarbwörtern, die im Zuge der Globalisierung in das kapitalistische Leben mit einbezogen werden, werden möglicherweise in einem Feld tätig, in dem Farben (etwa Bauteile, Tasten, Leuchten) hohe Wichtigkeit besitzen. Aber auch alltägliche Dinge wie Verkehrsampeln könnten, besonders für ‘rot’ und ‘gelb’, hier problematisch werden. Ganz selbstverständlich werden gelbe, orangefarbene und rote Leuchten, Karten etc. im Arbeits- und auch Privatleben der

westlichen Welt unterschieden. Wie aber werden diese übermittelt und benannt, z.B. in einem Arbeitsvertrag auf Swahili, wo sie dann nicht im Kulturraum der Swahili, sondern in der selben wie der Situation des Ausgangstextes interpretierbar sein müssen? Wie oben gezeigt, ist die verbale Differenzierung des Farbspektrums unter anderem an wirtschaftliche bzw. technische Entwicklung gebunden, nicht nur, weil Farben kostengünstig hergestellt werden können, sondern auch, weil Farben einem immer breiteren Einsatzfeld gegenüber stehen und längst nicht nur der Unterscheidung von Kirschen und Blättern dienen. Beherrschen sie die Sprache der Nation, in der sie zu Lohnarbeitern werden, nicht, müssen Arbeitsanweisungen, Verträge etc. übersetzt werden, wobei hier nur den Farben in diesem Kontext Wichtigkeit zukommt. Aber nicht nur eine Übersetzung in Richtung der Sprache mit weniger Grundfarbwörtern, auch die entgegengesetzte Richtung ist wichtig, wenn z.B. Sachverhalte geschildert oder Fragen gestellt werden.

Für die hier genannten Übersetzungssituationen, die stellvertretend für weitere vergleichbare stehen, ist die an Farben kulturell gebundene Konnotation (etwa im Deutschen steht 'grün' für Hoffnung) nicht oder jedenfalls nur sehr wenig relevant. Sie widmet sich den Farben als solche, ohne eine die Wahrnehmungs- und Sprachebene verlassende Analyse ihrer vorzunehmen.

Die Beschreibung der Übersetzungssituation fußt auf den Erkenntnissen des vorangegangenen Abschnittes. Es wurde dort gezeigt, dass jeder Mensch das gesamte Farbspektrum nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Gehirn wahrnimmt. Sprache ist davon zwar nicht losgelöst, aber für die Farbwahrnehmung nicht bestimmend (entgegen der Saphir-Whorf-Hypothese). Experimente haben gezeigt, dass Menschen, deren Sprache bestimmte Farbunterschiede nicht kodiert, sie dennoch mit ebensolcher Genauigkeit wahrnehmen wie Sprecher einer sie unterscheidenden Sprache. Das Fehlen eines Farbwortes in einer Kultur bedeutet daher nicht, dass Mitglieder der Sprachgemeinschaft diese Farbe nicht sehen oder wahrnehmen würden. Für die Übersetzung ist dies fundamental, da in diesem Fall nur auf sprachlicher, nicht auf außersprachlicher Ebene vermittelt werden muss. Es handelt sich bei den Farben nicht um Außersprachlichkeiten (Realia), die nur in Ziel- oder Ausgangskultur existieren oder zwischen denen in beiden Kulturen Unterschiede bestehen. Wenn auch Farbgrößen oft unscharf sind, liegen ihre Foci dennoch kulturübergreifend ziemlich nah bei einander. Abgesehen wird hier von regional verschiedenen „Naturfarben“ wie etwa Wasserfarben (Vgl. Kapitel 2.2.2). Farben werden von allen gesehen, nur sprachlich verschieden repräsentiert. Referiert eine Sprache mit einem Farbwort auf eine bestimmte Focalfarbe, dann kann auch davon ausgegangen werden, dass Sprecher beider Sprachen unter dem Denotat von z.B. *Rot* denselben (oder ziemlich genau denselben), also mit derselben Wellenlänge assoziierten, Farbeindruck verstehen. Das Übersetzungsproblem entsteht also aus der Tatsache heraus, wenn eine Sprache (sei sie nun Ziel- oder Quellsprache) gegenüber der jeweils

anderen weniger Grundfarbwörter besitzt und dadurch die Bedeutungsintension und -extension nicht übereinstimmen. der verbleibenden Farbwörter im Spektrum entsprechend weiter gefasst sind und so die nicht benannten mit einschließen. Nur durch ihre Benennung fallen mehr oder weniger viele zu Gruppen zusammen oder nicht. Die Gruppen sind umso größer, je weniger Grundfarbwörter eine Sprache hat. Damit ist die Größe der Gruppen relativ zu der jeweiligen Sprache zu betrachten, denn jede Sprache nimmt die Einteilung ja so präzise vor, wie sie für ihre Kultur notwendig ist - ohne Lücken. Die Einteilung des Swahili mit drei Grundfarbwörtern nach Berlin und Kay, erscheint also erst im Vergleich mit dem Deutschen als ziemlich grob und umgekehrt.

Dennoch muss die Übertragung des Farbwortes als Referenz auf das außersprachlich Gleiche, also extensional gleich, erfolgen, da hier alleinig Sachtexte behandelt werden, und damit zielsprachlich entsprechend modelliert werden. Ein guter Übersetzer sollte solche Eigenheiten seiner Arbeitssprachen selbstverständlich kennen und entsprechend zu lösen wissen. Sein Verhalten soll hier auch weder prä- noch deskriptiv Gegenstand sein. Zu beantworten ist die Frage, welche Ergebnisse liefern nun die drei Übersetzungstheorien nach Kade und Jäger, Koller und Reiß und Vermeer bei einem solchen Übersetzungsproblem und wie brauchbar wären diese in der Praxis, etwa in einem Gericht zur Zeugenaussage? Zunächst aber müssen zwei Dinge für die folgende Analyse geklärt werden: Übersetzungseinheit und Übersetzungsfälle.

3.1.3 Übersetzungseinheit

Für die Lösung des Übersetzungsproblems ist zunächst eine Bestimmung der Übersetzungseinheit erforderlich. Für die Beispiele konkreter Übersetzungssituationen ist als Übersetzungseinheit das Farbwort selbst anzunehmen und zwar losgelöst von seinen kulturell verschiedenen Konnotationen. Das Farbwort steht der Übersetzung in seinem Denotat gegenüber, so wie es das doppelte semiotische Dreieck vermittelt. Grundfarbwörter bilden einen Teil des Grundwortschatzes, d.h. sie sind in nahezu jeder Textsorte zu finden, und gemäß Berlin und Kay nicht weiter zerlegbar. Sie bilden den Kern der Referenz auf den jeweiligen Spektralabschnitt, ohne jede stilistische oder pragmatische Note und Konnotation, sie sind als solche wertneutral, da sie universell einsetzbar sind. Eben dieses Denotat verlangen die genannten Übersetzungssituationen, gerade um eindeutig, sachlich und nachprüfbar zu bleiben. Hierin besteht der Unterschied beispielsweise zur literarischen Übersetzung, wo die Konnotationen mehr als die pure Referenz in Erscheinung treten. Daher lässt sich die Übersetzungseinheit auf das Farbwort selbst reduzieren. Es bestünde kein relevanter Unterschied zwischen den Antworten „Die Jacke des Mannes ist grün.“ „An jenem Tag, ich sah es genau, trug der Angeklagte eine dicke, grüne Winterjacke.“ und „Grün“ auf die Frage nach der Farbe der Jacke. Das Übersetzungsproblem ist unverändert, wenn die zu übersetzende Ant-

wort eines Zeugen „Grün“ lauten würde, als wenn er im ganzen Satz antwortet. Als Übersetzungseinheit definiert Kade das „[...] kleinste Segment des AS-Textes, für das dank der potentiellen Äquivalenzbeziehungen ein Segment im ZS-Text gesetzt werden kann, das die Bedingung der Invarianz auf der Inhaltsebene erfüllt.“ (Kade 1968: 90). Die Skopostheorie legt jeder Translation als Einheit einen Text zu Grunde, die in diesem Fall die Informationsmenge 1 hat (Reiß & Vermeer 1991: 120,122). Dieser ist allerdings trotz seiner Wichtigkeit über die gesamte Arbeit hinweg von den Autoren nicht definiert worden, alleinig wurde gesagt, dass der Text, wie auch jedes (sprachliche) Zeichen, eine syntaktische, semantische und pragmatische Dimension hätte (Reiß & Vermeer 1991: 154). Daher kann der Text als Übersetzungseinheit auch im Sinne der Skopostheorie beliebig verwandt und endlich reduziert werden auf eine Einwortphrase, eine Ellipse: *Grün*. Der Kontext, in dem *grün* steht (in der Dolmetschsituation bei Gericht ist er ohnehin gleich), oder jedwede Hintergründe haben keinen relevanten Einfluss auf die Übersetzung des Grundfarbwortes und sind dabei zu vernachlässigen. Einzig, der Kontext würde die uneindeutige Farbangabe eingrenzen bzw. klären oder die Übersetzung würde die Farbe indirekt wiedergeben oder ganz ausschließen, etwa *Grüner Star* und *Grauer Star* im Deutschen, die im Englischen oder den romanischen Sprachen mit den aus dem Griechischen stammenden Ausdrücken *γλαυκομα glaucoma* und *καταρακτα cataracta* wiedergegeben werden. Hier wird aber auch das Übersetzungsproblem selbst beseitigt und kommt also zur Lösung nicht in Betracht. Anders ausgedrückt, lässt sich dieses Übersetzungsproblem nicht umgehen, außer das Farbwort per se wird gar nicht übersetzt, weil die ZS hierfür andere Einheiten zur Verfügung stellt oder wenn die Farbe auf andere Weise kommunizierbar ist. Das Farbwort kann also aus dem Satz bzw. Ko- bzw. Kontext herausgelöst isoliert betrachtet und mit dem selben Ergebnis übersetzt werden. In den Übersetzungssituationen treten die Farbwörter gewöhnlich in ganzen Sätzen bzw. Texten auf, dieser Umstand hat aber hier keinen Einfluss auf den Anspruch an die Übersetzung.

3.1.4 Zwei Übersetzungsfälle

Es sind bei der Übertragung des Farbwortes aus der AS in die ZS zwei Fälle zu unterscheiden. Zunächst entsteht ein Übersetzungsproblem, wenn zumindest die sprachliche Einteilung des Farbspektrums in Ziel- und Ausgangskultur verschieden sind. Dies ist zwar nicht notwendigerweise, doch aber fast immer auch mit einer unterschiedlichen Anzahl an Grundfarbwörtern verbunden. Hieraus ergeben sich zwei Möglichkeiten: bei der ersten nimmt die Quelltextsprache eine feinere Einteilung vor und besitzt mehr Grundfarbwörter als die Zielsprache, bei der zweiten ist es umgekehrt. Symbolisch kommt dies wie folgt zum Ausdruck:

A>Z Die Ausgangssprache besitzt mehr Farbwörter und eine feinere Einteilung des Spektrums im Vergleich zur Zielsprache. Die Farbwörter der AS sind intensional und extensional umfassender

Z>A Die Zielsprache besitzt mehr Farbwörter und eine feinere Einteilung des Spektrums im Vergleich zur Ausgangssprache. Die Farbwörter der ZS sind intensional und extensional umfassender

A=Z Dieser Fall sei der Vollständigkeit halber erwähnt, aber bei der Analyse nicht berücksichtigt werden. Er ist als Sonderfall zu betrachten und beschreibt die Linie zwischen den beiden oben genannten. Nicht nur, dass dieser Fall beim Übersetzen weitgehend unproblematisch ist, er ist seiner Seltenheit in den hiesigen Sprachpaaren und Übersetzungssituationen wegen auch vernachlässigbar. Intensional und extensional besteht hier Gleichheit.

3.2 Leipziger Schule

Bis in die Mitte der 1960er Jahre stand die Findung von Übersetzungslösungen für die maschinelle Übersetzung als ein bald zu erreichendes Ziel im Forschungsfokus. Erst die dabei auftretenden Probleme und schließlich die Erkenntnis ihres (zumindest vorübergehenden) Scheiterns stieß zu weiteren, tiefgreifenden Untersuchungen der Sprachsysteme und mithin des Übersetzens an. Otto Kade unterscheidet 1968 zwar zwischen Human- und Maschinenübersetzung, jedoch nimmt er immer wieder Bezug zur maschinellen Übersetzung, zeigt ihre (damals noch als bald überwindbar geltenden) Grenzen, sowie Grundsätze auf, aus denen heraus sie entwickelt werden muss. Daher soll in diesem Kapitel auch aus dieser Sicht heraus das Übersetzungsproblem der Farbadjektive betrachtet werden. Bis heute wird die mÜ aber verfolgt und teilweise mit „controlled languages“ in der Dokumentation großer Unternehmen erfolgreich angewendet.

In Kades Schriften von 1968 und 1980 sind teilweise schon die Saaten erkennbar, aus denen spätere Untersuchungen und Erkenntnisse, etwa Kollers Äquivalenz, Skopstheorie, funktionales Übersetzen, keimen. Hierzu auch Gert Wotjak, der die bis heute währende Tragweite der Erkenntnisse der Leipziger Wissenschaftler heraus stellt und betont, dass deren Übersetzungsbetrachtung weder homogen, noch als „Nekrolog“ zu verstehen ist (Wotjak 2002: 4). Kade führt unter „Übersetzungseinheit“ an, dass diese zwar dynamisch sei, aber im Extremfall der gesamte AS-Text eine einzige Einheit bilde, etwa bei Werbetexten, und dies aus dem Grunde, weil hier der Funktionalstil bei der Übersetzung gewahrt werden müsse (Kade 1968: 90). Auch lege die Funktion der Übersetzung die invariant zu haltenden und möglichen Abweichungen fest (Kade 1968: 92). Von einer Rohübersetzung, etwa der einer Maschine, sei eine druckreife zu unterscheiden. Letztere gehe dabei über die eigentliche Translation hinaus (spä-

ter: Frage Übersetzung - Bearbeitung?) (Kade 1968: 93). Zwölf Jahre später, 1980, weitet Kade den Äquivalenzbegriff aus zu „dynamischer Äquivalenz“ im Hinblick auf verschiedene Faktoren, die auf die konkrete Übersetzungssituation einwirken und diese zum Unikat machen. Außerdem forciert er den Sprachmittler und seine Fähigkeiten in Praxis und Ausbildung. Keineswegs betrachtet die Leipziger Schule den Übersetzer als reine Schaltstation, obwohl sie, im Gegensatz zur Skopostheorie, mit hypothetisch-deduktiven Methoden versucht, zu erklären, was in einer Translationssituation zu tun ist. Es geht hier also mehr um die Draufsicht auf die Translation, auf die Dokumentation. Kade sieht die Übersetzenden dabei durchaus als Handelnde an, die etwa die Anpassung des ZT an die ZS-Konventionen vorzunehmen haben, die sich aus der zum AT verschiedentlichen Kommunikationssituation ergibt. Der Auftrag(geber) und der Zweck spielen dabei ebenso eine Rolle, nur unterscheidet Kade zwischen objektiven und subjektiven Änderungen (Kade 1968: 51). Gerade diese Veränderungen machen die originalgetreue Vermittlung des Inhalts des AT im ZT erst möglich (Kade 1980: 128-133). Im Folgenden soll aber die ursprüngliche Schrift von 1968 die Hauptgrundlage sein.

Otto Kade stellt zunächst fest, dass jeder Text, also auch AT und ZT, eine Form(ulierung) und einen Inhalt besitzen und Übersetzung daher „inhaltliche Äquivalenz bei formaler Nichtäquivalenz“ ist (Kade 1968: 24). Die Übersetzung macht den ZS-Sprecher zu einem AS-Sprecher, sie schließt den AT lediglich für einen der AS nicht mächtigen ZS-Sprecher auf, ohne Vorauswahlen oder Interpretationen vorzunehmen. Hierbei handelt es sich nach Foster (zitiert in Kade 1968: 26) um den berühmten Kodewechsel von Kode A (der AS) in Kode B (die ZS), nachdem die Bedeutung des Kode A erschlossen und in Kode B ausgedrückt wird. Bei dieser Bedeutung ist an das „Gemeinte“ bei Koschmieder zu denken. Kade betrachtet die Übersetzung als Kommunikationsakt und als Prozess, die dabei gewonnen Erkenntnisse dürften jedoch noch nicht ausreichen zur Theoriebildung, da es endlos viele Möglichkeiten der Übersetzung gäbe. Das Übersetzungsprodukt diene lediglich zur Überprüfung der aus der Betrachtung des Prozesses gewonnenen Theorien. Überhaupt ist bei Kade die Übersetzungstheorie hypothetisch-deduktiv. Er hält fest, dass die objektive Wirklichkeit ebenso wie die Kommunikationspartner und ihre Sprachen an der Kommunikation beteiligt sind (Kade 1968: 29-32). Als objektive Wahrheit ist hier, mit Blick auf das erste Kapitel, das zu bezeichnen, was sinnlich erfahrbar und wahrnehmbar ist, also das Bild der Umgebung, das das Gehirn aus den Sinneseindrücken interpretiert. Zu diesen gehört freilich auch das Farbspektrum. Nun mag es zwar verschiedene sprachliche Resultate geben, wenn verschiedene Sprachen über den selben Sachverhalt berichten, aber der Objektbezug ist bei allen gegeben. Aber, da das Denken prinzipiell den Regeln der Logik folgt und grundsätzlich die gesamte Welt mit den Sinnen erfahrbar ist, handelt es sich dabei lediglich um verschiedene Abstraktionen und Begriffsbildungen (Kade 1968: 66-

67, 92), die maßgeblich mehr von „geografischem Milieu“ und „sozial-ökonomischem Entwicklungsstand u.a.“ als von der Sprache beeinflusst sind (Kade 1968: 66). Die verschiedenen Begriffe bilden nun ihrerseits wieder Ausgangspunkte für neues Denken, in dessen Fortsetzung sich zwangsläufig ein individuelles Sprachsystem ergibt, das der natürlichen Sprach-Umgebung angepasst, aber stets der Logik unterworfen ist. Kade sieht zwar einen Zusammenhang aus Denken und Sprache, jedoch, da jeder sprachlichen Äußerung ein Denkprozess vorangeht, folge die Sprachen dem Denken und stellt sich, mit Koschmieder, gegen die Saphir-Whorf-Hypothese, obwohl er Whorfs Schriften wahrscheinlich nicht kannte⁴. Als Ergebnis formuliert er, dass grundsätzlich jede Sprache alles auszudrücken imstande sei und folglich eine prinzipielle Übersetzbarkeit bestehe (Kade 1968: 68). Hierin stimmt er mit Leonard Bloomfield überein (1933: 278). Als Translationsziel formuliert Kade die „[...] optimale Annäherung des Effektes in der Zielsprache an den Effekt bei einem Empfänger in der Ausgangssprache.“ und schließt daraus, „[...] daß der Informationsgehalt [...] die invariante Größe der Translation ist.“ (Kade 1968: 62). Das Problem bei der Übersetzung, und damit bei der Invarianzhaltung des Inhaltes, bilden nun objektive, keine subjektiven Kriterien (vergleichbar mit „Übersetzungsproblem“ vs. „Übersetzungsschwierigkeit“ bei Nord), und zwar solche, wie etwa die unterschiedlichen Begriffsrahmen, die ihren Gipfel in zielsprachlichen Lücken finden. Im Streben nach inhaltlichen 1:1-Entsprechungen auf der parole-Ebene („Umschlüsselung“) entsteht das Übersetzungsproblem auf der langue-Ebene, auf der ja unterschiedliche Denkergebnisse, Eindrücke etc. für jede Sprache individuell mit sprachlichen Mitteln zusammen gefasst werden (Kade 1968: 75). Lücken im Sprachsystem isoliert lebender Sprachgemeinschaften gegenüber westlichen Ausbausprachen bilden nach Kade allenfalls eine „scheinbare Unübersetzbarkeit“ (Kade 1968: 70), da diese nur vorübergehend bestehen und geschlossen werden, sobald dies gesellschaftlich, kulturell, politisch etc. notwendig sei (Vgl. Berlin und Kay). Außerdem entsteht diese erst im Moment der Übersetzungssituation. Gemäß Koschmieder sei hierbei von Bedeutung nicht die Lücke als solche, sondern dass sich der neue Ausdruck verständlich in das bestehende Sprachsystem einpflegt (Koschmieder 1965: 111). Dabei besäße, so Kade, jede Sprache grundsätzlich Möglichkeiten der Erweiterung ihres Lexikons, denn Sprache ist ein dynamisches System. Für die Farbadjektive als Teil des Lexikons einer Sprache ist genau das beobachtbar. Die temporäre Fehlstelle besteht nun aber genauer darin, dass in der Sprache mit weniger Farbwörtern, sei sie nun AS oder ZS, die Feineinteilung fehlt und daher eine begriffliche Ungenauigkeit besteht gegenüber der feiner einteilenden Sprache. Im Grunde ist der Sachverhalt aber derselbe: für ein AS-Element steht zwar stets ein Farbwort zur Verfügung, jedoch kann dieses uneindeutig für beide Übersetzungsrichtungen sein (*nyekundu – gelb*). Ist der bzw. die Übersetzende geneigt,

⁴Jedenfalls haben Whorfs Schriften in seiner ausführlichen Bibliografie keine Berücksichtigung gefunden.

‘gelb’ ins Swahili zu übersetzen, kann er bzw. sie dies grundsätzlich mit *nyekundu* tun. Damit hat er bzw. sie eine Lösung gefunden, die den außersprachlichen Tatsachen für beide beteiligten Sprachen entspricht, ein Lexem, mit dem der selbe Farbton bzw. Spektralausschnitt eineindeutig von beiden Kulturen benannt wird und von diesen aus einen direkten Objektbezug haben. Der Vergleich, bzw. die Rückübersetzung, ist hierbei aber problematisch, da der Focus von *nyekundu* ‘rot’ ist, und lediglich ‘gelb’ mit umfasst. Außerdem sind *nyekundu* und *gelb* inhaltlich keine Äquivalente (sonst könnten sie beliebig hin und her übersetzt werden, ohne dass jemals eine andere Bedeutung entstehen würde.).

In der sprachvergleichenden Übersetzungssituation, und hierum geht es ja in der vergleichenden Sprachwissenschaft, treten jedoch Beziehungen, und diese sprachenaarindividuell, hervor, die für deren Betrachtung wichtig sind und einzelsprachlich überhaupt nicht existieren. Etwa ist *nyekundu* zunächst nur ein Farbwort im Swahili. Im Vergleich mit dem Deutschen aber erscheint es als Hyperonym gegenüber dessen spezifizierteren Farbbezeichnungen (*gelb, rot, orange, braun* etc.). Diese wiederum treten folglich, aber erst in Gegenüberstellung mit dem Swahili, als Hyponyme zu *nyekundu*.

1:0-Entsprechung bei Kade (1968: 81) umfasst dabei nicht nur die tatsächliche Lücke, sondern im Grunde alles, was nicht unter 1:1-Entsprechung, der eineindeutigen Synonymie von Elementen aus der ZS und welchen aus der AS, fällt. In diesem Sinne ist die Übersetzung von Grundfarbwörtern, besonders bei Sprachen mit erheblichem Unterschied im Inventar, eine einzige 1:0-Entsprechung auf der parole-Ebene, weil die auf der langue-Ebene gefundene Entsprechung inhaltlich nur für die Focalfarben, nicht aber insgesamt deckungsgleich sind, wie etwa ne. *blue* mit nhd. *blau*, bei denen nicht nur ein Wort für den Bereich ‘blau’ existiert, sondern beide inhaltlich bzw. denotativ auch gleich sind. Die 1:0-Entsprechung resultiert aus der Tatsache, dass die Rückübersetzung nicht zweifelsfrei wieder das AS-Element liefert, *nyekundu* und *gelb* eben keine Äquivalente sind, sondern lediglich in bestimmten Situationen als angenähert gleichwertig gelten können (Bspw. bei der Unterscheidung von ‘schwarz’ und ‘gelb’). Außer bei den Focalfarben (‘rot’-‘nyekundu’) ist keine 1:1-Findung möglich, ‘gelb’ würde mit *nyekundu* übersetzt, das heißt, auf der langue-Ebene ist zwar eine Entsprechung gefunden, in der Rückübersetzung aber ist ‘gelb’ genauso wahrscheinlich wie etwa ‘rosa’, ‘rot’, ‘orange’ und damit liegt auf der parole-Ebene, der Inhaltsseite, eine 1:0-Entsprechung vor. Kade spricht, und spätestens hier muss aufgeräumt werden mit dem Vorurteil, die Leipziger Schule ließe die Funktionalität des Translats und die damit nötigen Anpassung an die ZS und ZK außer acht, von unvollständiger „semantisch-funktioneller Äquivalenz“ (Kade 1968: 69). Auch Jäger 1975 bezieht funktionelle und kommunikative Äquivalenz mit in die Betrachtung ein. Auf rein lexikalischer Ebene existiert zwar eine Entsprechung, es liegt also keine Lücke im eigentlichen Sinn vor, diese jedoch ist nicht eineindeutig kodiert. Dass diese Lücke temporär ist, zeigen Kade, Berlin und Kay und

auch Jäger. Nach Kade ist nun das System langue der ZS derart zu erweitern, dass, auf verständliche Weise, eine konkretere und auf den Bereich 'gelb' exakt(er) referierende Lösung gefunden wird, da die Lücke nur auf grammatischem bzw. lexikalischem Gebiet bestünde (Kade 1968: 70). 'Gelb' wird von Angehörigen beider Sprachgemeinschaften wahrgenommen, daran ändert auch die verschiedene Benennung nichts. Die Lücke besteht nur bei der Benennung, nicht bei der Erkenntnis, und auch nur in der parole, nicht in der langue, denn diese bietet ja Möglichkeiten ihrer Eliminierung. Daher kann mit einem Gegenstand in derselben Farbe (*tertium comparationis*), der mindestens der Zielkultur (und damit ebenso den Übersetzenden) bekannt sein muss, der Farbton genau(er) bestimmt werden. Dieses Vorgehen entspricht dem Vorschlag Kades zur „Aufwendung lexikalischer Mittel der ZS“ (Kade 1968: 72) und führt zur Schließung der Lücke auf der parole-Ebene. Der bzw. die Übersetzende sucht also den Namen eines eindeutig gelben Gegenstandes in der ZS und benutzt diesen stellvertretend und damit metonymisch für die fehlende Bezeichnung 'gelb', etwa *Farbe der reifen Zitrone*. Es kann dies auch eine Kombination aus Namen sein oder gar eine Paraphrase. Diese Paraphrase wiederum kann sich direkt als solche lexikalisieren, etwa bei port. *cor-de-rosa*.⁵ Dass die hierbei gefundene Lösung genuin ist, entspricht genau dem inhaltlichen Primat, dem gegenüber die Form sekundär ist. Außerdem sei die Übersetzungseinheit dynamisch und kann in jedem Fall anders und neuartig aussehen, da ja unter Umständen in jeder Übersetzungssituation neue lexikalische Einheiten bzw. Kombinationen aus schon vorhandenen in der ZS gebildet werden müssen bzw. können. Die ZS-Einheit ist dann vollkommen, wenn sie mit der AS-Einheit inhaltsinvariant ist und beide beliebig vertauscht werden können (Kade 1968: 90). Er schlägt aber noch weitere Lösungen vor: am interessantesten, und auch in einigen Sprachen (etwa dem modernen Japanisch, dem modernen Swahili, oder auch ‚orange‘ im Deutschen) belegt, sind die Entlehnungen. Bei den Farben ist dies jedoch nur mit einem direkten Referenten möglich, sie lassen sich nicht umschreiben. Neujapanisch *gurūn* ist in keiner Übersetzung verständlich, wenn Englisch nicht beherrscht wird bzw. das entsprechende Referendum nicht mitgelernt wurde. Anders ist das bei direkten Nomina propria, etwa Toponymen. Farben sind im Grunde keine materiellen Dinge wie 'Auto' oder 'Mensch'. Sie „entstehen“ erst sekundär aus sichtbarem Licht und der Oberflächenbeschaffenheit der verschiedenen Dinge, oder ganz genau tertiär im menschlichen Gehirnen. Daher lassen sich Farben

⁵Zur Herkunft ist bei Houaiss zu lesen, dass *cor-de-rosa*, ebenso wie sämtliche Bildungen dieses Typs, als ehemals reine Appositionen zu verstehen sind. Sie reichen bis ins 17. Jahrhundert und weiter zurück und wurden damals ohne Bindestrich geschrieben (Houaiss & Villar 2001: 836). Erst mit häufigerem (und usualisiertem) Gebrauch rückten die Einheiten aus bloßer syntaktischer auch in eine morphologische und lexikalische Nähe. Dennoch ist bei dieser Begründung die Motivation der Benennung offensichtlich. Ob der Name nun als Lehnübersetzung aus dem Französischen kommt, ist nicht eindeutig zu belegen. Das Deutsche verfährt, zumindest in der Hochsprache, analog bei attributiver Verwendung der neueren entlehnten Farbbezeichnungen: orange - ein orangefarbenes Kleid.

nicht umschreiben ohne einen Referenten, vgl. Wörterbucheinträge zu Farben, es können nur Vertreter genannt oder, für den Alltagsgebrauch mit fraglichem Erfolg, die entsprechenden Wellenlängen genannt werden. Die Frage, inwieweit Grundfarbwörter als monosem bezeichnet werden können, wird weiter unten vertieft. Kade betont mehrfach, dass das Ziel der Translation 1:1-Entsprechungen in Bezug auf den Inhalt von ZT und AT, oder jedenfalls die größtmögliche Annäherung hieran, sind, denn nur so ist Übersetzen objektivierbar und wäre die Übersetzungsmaschine imstande, sinnvolle Ergebnisse zu liefern (z.B. Kade 1968: 22, 63, 79). In der tatsächlichen Rede (*parole*) sind inhaltliche 1:1-Entsprechungen spätestens durch den Kontext, im Sprachsystem (*langue*) jedoch oft nur durch Neuerungen möglich. Kade führt Äquivalenztypen auf, die teilweise später von Koller 2010 aufgegriffen und in seinem Äquivalenzmodell verarbeitet werden (s. nächstes Kapitel). Die Farbübersetzung ist bei Kade als Äquivalenztyp III geführt (Kade 1968: 81): 1:1-Entsprechung auf der Ausdrucksebene (*langue*), 1:Teil-Entsprechung auf der Inhaltsebene (*parole*). Es existiert also in beiden Sprachen eine lückenlose Benennung, das Spektrum ist mit Grundfarbwörtern beider Sprachen gepflastert, aber semantisch besteht nur eine teilweise Entsprechung zwischen *nyekundu* und *gelb*. Für die Übersetzungsrichtung ZS > AS gilt genau das: ‘gelb’ ist gemeint, wird aber im Swahili mit *nyekundu* ausgedrückt. In der Zielsprache, etwa Deutsch, ist dann keine Eindeutigkeit herstellbar mit der Information ‘nyekundu’, da das tatsächliche ‘Gelb’ nur ein Teil des Bereiches von *nyekundu* ist. Der bzw. die Übersetzende wird nun nicht umhin kommen, den beschriebenen Gegenstand selbst zu sichten und hierüber den treffenden ZS-Ausdruck zu finden.

Der umgekehrte Übersetzungsfall, AS > ZS, ist zwar leichter zu lösen, korrespondiert aber streng genommen nicht mit diesem dritten Äquivalenztyp, als viel mehr mit dem vierten: 1:0-Entsprechung auf der Ausdrucks- und Inhaltsebene. Wird deutsch *gelb* übersetzt, kommt nur *nyekundu* in Frage. Bei ganz hellen Nuancen zusätzlich *nyeusi*. In dieser Übersetzungsrichtung gibt es eine eindeutige Entsprechung in der ZS, die inhaltlichen Konzepte sind zwar nicht deckungsgleich, aber der Bereich ‘gelb’ ist vollständig hierin eingeschlossen. Kade geht davon aus, dass die Übersetzenden, etwa aus dem Swahili ins Deutsche, für *nyekundu* einen deckungsgleichen Ausdruck zu finden haben, damit der deutsche ZT später inhaltlich dem AT gleicht. Dieser Ausdruck steht jedoch im Deutschen nicht bereit und kann, wenn überhaupt, nur durch Kombination bzw. durch den Kontext angenähert werden (Kade 1968: 81). Ebenso umgekehrt, wo im Swahili ‘gelb’ nicht direkt ausgedrückt werden kann. Es könnte *nyekundu* also als Ganzes wiedergegeben werden: „in allen warmen Tönen“ oder „von gelb über orange und rot bis braun“ etc. je nach Kontext. Für die Dolmetschsituation bei Gericht ist dies aber in der Regel kaum hilfreich, passen solche Ausdrücke doch eher zur Beschreibung eines Sonnenuntergangs. Aus diesem Grund werden, jedenfalls bei der Farbübersetzung, die Übersetzenden gar nicht nach einem deckungsgleichen Ausdruck

im Deutschen streben, sondern vielmehr konkretisierend nach einem deutschen Farbwort suchen (müssen). Sonst könnte sehr wohl von nahezu 1:1-Äquivalenz nach diesen Mustern gesprochen werden, wenn dazu noch die späteren Erkenntnisse zu den Farbwortverteilungen in den Sprachen der Welt mit einbezogen werden würden. Gerade aber aus der Tatsache heraus, dass in der Zielsprache obige Aussagen oft ambig, nicht ausreichend oder gar unverständlich sind, entsteht ja das Übersetzungsproblem. Die Übersetzungsrichtung AS > ZS ist da zunächst einfacher. Hier kann zunächst *gelb* mit *nyekundu* übersetzt werden. Soll aber, wie bei der umgekehrten Übersetzungsrichtung und im Sinne der Äquivalentenfindung für die Übersetzungsmaschine, ein mit 'gelb' inhaltlich deckungsgleicher, und nicht darüber hinaus gehender Ausdruck im Swahili gefunden werden, kann dieser nur erst geschaffen werden, da das Swahili nur 'rot', 'schwarz' und 'weiß' kennt. Vor dem Hintergrund der Übersetzungsmaschine ist die individuelle Neuproduktion eines Ausdruckes natürlich noch weniger möglich als die Maschine selbst. Da hier aber, im Sinne Kades und der Übersetzungsmaschine, dieser Weg verfolgt und die Farbübersetzung entsprechend dahingehend aufbereitet wird, sind Ausdrücke mit deckungsgleichem Wirkungsbereich zu finden. Aus der von der Maschine gelieferten Rohübersetzung fertigt ein Zielsprachmuttersprachler schließlich die druckreife Version. Hierzu ist es tatsächlich erforderlich dieselben Informationen in der ZS zu liefern, wie der AT, aber nur sprachlich, nicht konzeptuell bzw. inhaltlich, umkodiert.

Um also einen mit *gelb* möglichst kongruente(re)n Ausdruck im Swahili zu finden, also einen, der extensional nicht über dieses hinausgeht, muss mit Neubildungen operiert werden, die sich wie bereits bestehende Einheiten unauffällig so in das ZS-System einfügen, dass sie verständlich sind. Es könnten Datensätze erarbeitet werden, die entsprechende Realia aus der Umwelt der Swahili den deutschen (oder englischen etc.) Farbadjektiven zuordnen, mit dem Zusatz, dass es um die Farbe gehe (nicht etwa um Form, Größe etc.). So würde eine Rohfassung geliefert, die dem Lektor möglichst genau den Eindruck vermitteln soll, den die Sprecher der AS haben, wenn sie etwa 'orange' lesen bzw. sehen. Nun kann der Lektor diesen Eindruck mit seinem Sprachverständnis entsprechend für den Zweck der Übersetzung modifizieren. Dieses Vorgehen sieht ab von der Möglichkeit, dass der Lektor bzw. die Lektorin z.B. Englisch neben dem Swahili beherrscht und daher mit den Farbwörtern vertraut ist. Mögliche Datensätze könnten etwa so aussehen:

- orange 'Erscheinung wie Frucht x, oder Sand etc. am Ort y'
- grün 'Blätter der Bäume bei Tag'
- gelb 'Farbe der reifen Zitrone'⁶

⁶Wie den Wörterbüchern zum Swahili entnommen werden konnte, ist auf diese Weise das Übersetzungsproblem offenbar schon gelöst. Die Übersetzung folgt nun statt Äquivalenztyp III bzw. IV dem ersten Äquivalenztyp (totale Äquivalenz). Für die Problemschilderung soll dieser Umstand hier aber nicht interessieren.

Auf diese Weise lassen sich unter Umständen sogar noch treffendere Bezeichnung in der an Farbwörtern eigentlich ärmeren Sprache finden, da direkt auf die tatsächliche, nicht verbal in 'gelb' gefasste Färbung referiert wird. Wichtig ist jedoch, dass der Lektor von den Benennungsunterschieden weiß und auch davon, dass die tatsächliche Farbe eben genau die beschriebene ist. Er bzw. sie könnte ja bei 'Farbe der reifen Zitrone' an 'gelb' denken und sie selbstverständlich dem Bereich *nyekundu* zuordnen. Damit wäre sämtlicher Aufwand umsonst.

Für die Übersetzung aus dem Swahili bieten sich solche konkreten Datensätze nicht an. Die Übersetzungsmaschine müsste nur den Ausdruck liefern, der den deutschen Lektor bzw. die deutsche Lektorin veranlasst, innerhalb dieses Bereiches den geeignetsten ZS-Ausdruck für z.B. *nyekundu* zu finden. Wie aber bereits gesagt, wenn der Lektor zum AT-Produzenten keinen Kontakt herstellen und diesbezüglich rückfragen kann, muss er den Gegenstand, wenn sich seine Farbe nicht aus dem Weltwissen oder anderen Quellen ergibt, für eine korrekte Übersetzung in Augenschein nehmen. Das inhaltliche Äquivalent, intensional und extensional gleiche, zu *nyekundu* ist in keinem Falle *gelb*, *rot* oder *braun*, sondern könnte vielleicht am ehesten angenähert werden mit *warme Farben* oder mit *bunt* im Sinne von *farbig* gegenüber schwarz und weiß. Dennoch sind diese Ausdrücke keine im Deutschen gebräuchlichen derart, dass sie der gewohnheitsmäßigen Verwendung von *nyekundu* in Bezug auf 'rot' oder 'braun' entsprechen würde. Würde im Deutschen gesagt werden *Der Mann trug eine Jacke in einer warmen Farbe* wirkt dies relativ befremdlich und ist nur hilfreich im Vergleich mit einer zweiten kaltfarbigen Jacke. Die Einteilung in warme und kalte Farben ist im Deutschen beschränkt auf den künstlerisch-gestalterischen Bereich, von diesem abgesehen wird im Deutschen diese Einteilung kaum vorgenommen. Deshalb stößt sie außerhalb dieses Bereiches auf, sie erscheint unerwartet in einem solchen Zusammenhang. *Nyekundu* ist demgegenüber als Grundfarbwort ganz regelhaft in diesem Zusammenhang benutzt, es trägt, gemäß Berlin und Kay, keinerlei Restriktion, was dazu führt, dass *warme Farben* nicht äquivalent ist, obwohl es inhaltlich mit dem AS-Element übereinstimmt (Vgl. Koschmieder 1965: 105-106). Noch seltsamer erscheint diese Übersetzung bei der Bezeichnung von Leuchten, Karten und Tasten. Mehr noch, diese Eigenart der Benennung würde nicht nur ungenau erscheinen, sondern auch sehr großen Interpretationsspielraum bieten, denn ob nun eine warmfarbige rote oder gelbe Lampe oder eine bunte grüne oder orange-farbene brennt, ist entscheidend. Aus diesem Grund, weil das Deutsche dahingehend viel exakter ist, ist die genaue Grundfarbe durch die Lektoren zu ermitteln, auch wenn das inhaltliche Äquivalent dies nicht verlangt und damit die Übersetzung den Ursprungswert im AT nicht wiedergibt. Die Rohübersetzung lautet „warme Farben“, die Feinübersetzung aber muss diese genauer spezifizieren, damit der Text in der ZK wirksam werden kann. Auch bei der umgekehrten Übersetzungsrichtung AS > ZS kann *gelb* streng genommen nicht so einfach, wie es scheinen mag, mit *nye-*

kundu übersetzt werden. Aus ganz praktischer Sicht ist es zudem sehr wahrscheinlich, dass im weiteren Textverlauf eine ebenfalls in den Bereich *nyekundu* fallende Farbe in der AS genannt wird und zu übersetzen ist. Während dieser Umstand bei der schriftlichen Übersetzung geklärt und die Übersetzung entsprechend angepasst werden kann, ist das beim Dolmetschen nicht möglich. Der Dolmetscher bzw. die Dolmetscherin kann unmöglich wissen, ob noch von einer anderen Farbe die Rede sein wird. Deshalb ist zumindest hiervon auszugehen und im Hinblick auf die Gerichtssituation zwangsläufig eine Differenzierung erforderlich. Indem der Bereich 'nyekundu' auf oben genannte Weise eingeschränkt wird, erfolgt die Spezifizierung sogar auf das inhaltliche Äquivalent 'gelb' hin. Zu prüfen wäre, wie sich obige Datensätze in das Swahili einpflegen oder ob sie ähnliches Stirnrunzeln verursachen. Unzweifelhaft ist, dass 'nyekundu' zwar 'gelb' inhaltlich einschließt, aber nicht mit ihm kongruent ist. Es scheint zwar die erste Wahl zu sein, vermittelt ja aber im ZT nicht den Eindruck, der in der AS entsteht, wenn von 'gelb' gegenüber 'warme Farben' die Rede ist. Sollten sich solche Vergleiche (zitronenfarben, gemäß Duden) aufgrund ihrer wohl auch unter Swahili-Sprechern selbst anzunehmenden häufigen Verwendung zur genaueren Unterscheidung leicht in das Sprachsystem einpflegen lassen, sollten sie gewählt werden. Besonders dann, wenn es um die exakte Beschreibung bzw. Wiedergabe des AT im Sinne der maschinellen Übersetzung und der Leipziger Schule geht. Die Wahl der Bezeichnung der Farbe als *Farbe der Frucht x am Ort y* folgt dabei denselben Prinzipien wie vor tausend Jahren, als sich etwa in den germanischen Sprachen die Farbbezeichnungen aus komplexeren oder in ihrer Bedeutung weiter gefassten Ausdrücken herausbildeten. Hier stehen sich lexikalisierte Ausdrücke der einen Sprache (Deutsch) und okkasioneller Ausdrücke der anderen (Swahili) gegenüber.

Kades Äquivalenztyp III, zu dem er die Farbübersetzung als „klassisches Beispiel“ zählt, geht davon aus, dass die AT-Einheit (*nyekundu* bzw. *gelb*) ebenso wie die ZT-Einheit monosem ist (Kade 1968: 81). Hier ist aber die Frage zu stellen, inwieweit *nyekundu* tatsächlich monosem ist oder jedenfalls ob *nyekundu* und *gelb* in dem selben Maße als monosem aufzufassen sind. Wird nur ihr bloßes Denotat betrachtet, so sind sie möglicherweise monosem in Bezug auf den Wellenlängenbereich, auf den sie referieren. Wie aber wäre es, wenn es ein Farbwort gäbe, das auf genau eine Wellenlänge referiert (z.B. 500,00nm)? Dann wäre dieses auch monosem und alle anderen, die mehr als genau eine Wellenlänge umfassen, könnten nicht in demselben Maße auch monosem sein.⁷ Monosemie wird höchstens bei Termini erreicht, nicht jedoch in der Umgangssprache, zu der die Grundfarbwörter gehören (Vgl. Bußmann 2002: 447). Sind zwar beide nicht monosem, so ist ihr Semem (und zwar allein schon die Seme, die sich

⁷Hier ist auch an eine Überlegung aus der Mathematik zu denken: die Menge der Zahlen ist unendlich. Obwohl die Menge der natürlichen Zahlen ebenfalls unendlich ist, nimmt sie nur einen Teil der ebenfalls unendlichen Menge der Zahlen überhaupt ein. Beide Mengen sind zwar unendlich, aber offenbar nicht in demselben Maße.

denotativ erkennen lassen, also der Referenzbereich im Farbspektrum) im Vergleich doch unterschiedlich groß und jenes von *gelb* in jenem von *nyekundu* intensional und extensional größtenteils eingeschlossen. Folglich ist das Semem von *gelb* eine echte Teilmenge der Menge der Sememe von *nyekundu* und enthält weniger Seme. *Gelb* ist also spezifischer als *nyekundu*, oder ein Hyponym zu *nyekundu*. Gleiches bringt im Prinzip, wenn auch indirekt, ebenso die Hierarchie bei Berlin und Kay hervor, nach der ja im Verlauf aus *nyekundu* bzw. der jeweiligen Entsprechung in einem zweistufigen Farbsystem), *gelb* und sämtliche anderen abgespalten werden. Dennoch wird allein das Denotat *gelb* von vielen tausend Semen gebildet, die alle in seinen Bereich fallen (alle unterscheidbaren Gelbtöne). *Nyekundu* wird von diesen und denen von *rot*, *orange*, *braun* etc. gebildet. Die Polysemie von *nyekundu* fällt nicht erst nur im Vergleich mit *gelb* auf. Wäre *nyekundu*, genau wie *gelb*, monosem, dann auch *Baum*. *Gelb* ist zwar 'gelb' und auch *nyekundu* 'nyekundu', aber beide werden nicht nur in einer Situation von genau einer Erscheinung eineindeutig verwendet. Genauso wenig wie *Baum*. Wären die Grundfarbwörter monosem, ließen sie sich nicht weiter zerlegen und spezifischere Farbbeschreibungen würden niemals erforderlich. Grundfarbwörter sind ja aber gerade lexikalische Einheiten, die eine grobe zusammenfassende und oftmals ausreichende Einteilung des sichtbaren Spektralbereiches vornehmen, um nicht jede Nuance einzeln zu benennen. Auf der Ebene Grundfarbwörter aber können sie sprachintern als durchaus monosem angesehen werden, denn dort ist *gelb* ja 'gelb'. Kade spricht aber von der monosemen 1:1-Entsprechung beider Ausdrücke: im AT und ZT. Bei Monosemie lassen sich AT- und ZT-Einheit beliebig austauschen, Farbwörter aber nur sehr bedingt. Wenn nun, ganz im mathematischen Sinne, die Seme von *gelb* mit den ihn in der Semmenge von *nyekundu* entsprechenden gekürzt werden und damit das monoseme 'gelb' übrig bleibt, ist ersteres immer noch polysem gegenüber diesem. Anders ausgedrückt ist einer der Ausdrücke in AS bzw. ZS immer spezifischer (weniger Seme enthaltend) und der andere unspezifischer (mehr Seme enthaltend), ihr Bedeutungsumfang ist also stets verschieden. Genau hieraus entsteht ja das Übersetzungsproblem. Monosemie oder Iosemie⁸ auf beiden Seiten ist Utopie im potenzierten Sinne. Gerd Jäger trennt daher zwischen idealer und realer Translation, auf die verschiedenste Faktoren derart Einfluss nehmen, dass es nie zu funktioneller Äquivalenz zwischen AT und ZT kommen kann (Jäger 1975: 116). Aus diesem Grund muss für jede Situation neu entschieden werden, welche Benennung im konkreten Fall zu wählen ist, um eine möglichst deckungsgleiche, eineindeutige (im Idealfall bei Kade monoseme) Entsprechung zu finden. Für die maschinelle Übersetzung sei der Ausdruck „Äquivalenz“ sogar dahingehend gerechtfertigt, weil er die für diese notwendige eindeutige Umkehrbarkeit aus der Mathematik in die Übersetzungswissenschaft bringt (Reiß & Vermeer 1991: 128). Jäger führt hierzu an, dass zwar das verschiedentliche Entwicklungsniveau von Sprachgemeinschaften

⁸Iosemie möge bedeuten, AT-Einheit und ZT-Einheit enthalten dieselben Seme.

deren sprachliche Transferierbarkeit einschränken kann, diese Grenzen jedoch jederzeit überwindbar seien (Jäger 1975: 124). Weiter spricht er von „Diversifikation“, wenn $ZS > AS$, und „Neutralisation“, wenn $AS > ZS$. Genau diese beiden Verfahren kommen auch bei der Farbwortübersetzung zur Anwendung, wenn ‘gelb’ in das Swahili bzw. ‘nyekundu’ in das Deutsche gebracht werden.

Otto Kade geht, als er vom klassischen Beispiel der Farben als 1:Teil-Entsprechung spricht, fälschlicherweise, nur von Sprachenpaaren aus, die von „hochentwickelten Gemeinschaften“ (Kade 1968: 71) gesprochen werden und in denen es tatsächlich so ist, dass die Anzahl der Grundfarbwörter unwesentlich von der des Deutschen abweicht. Hauptsächlich zitiert er das Sprachpaar Russisch-Deutsch, das in seinen Farbwortinventarien weitgehend übereinstimmt, einzelne Farbwörter lediglich einen etwas enger oder weiter gefassten Bezugsbereich haben (insbesondere die Blautöne). Sprachpaare wie Swahili-Deutsch gehen aber über diese Eigenschaft hinaus, denn nicht nur ist die Anzahl der Grundfarbwörter grundverschieden, sondern die Wirkungsbereiche sind ebenso unterschiedlich, dass plötzlich lexikalische Lücken in mindestens einem Sprachsystem bei der Übersetzung auftreten. Die Lücken scheinen zwar zunächst nicht so offensichtlich wie klassische Lücken bei Realia, dennoch konnte weiter oben gezeigt werden, wie schwierig die Findung kommunikativ äquivalenter ZS-Ausdrücke bei dem konkreten Sprachenpaar Swahili-Deutsch sein kann. Dem Beispiel Kades zu Null-Äquivalenz (‘Gemütlichkeit’; Kade 1968: 82) folgend, bleibt stets ein Rest bei der Annäherung an das Signifikat des AS-Ausdrucks mit ZS-Mitteln⁹. Ähnliches geschieht bei dem Versuch, *nyekundu* mit *warme Farben* oder durch Aufzählung sämtlicher es konstituierender Farbtöne zu übertragen oder ‘gelb’ mit *in der Farbe der Zitrone* anzunähern. Mit letzterem ist zwar ‘gelb’ getroffen, jedoch sind hierin nicht alle Facetten des nhd. *gelb* (etwa *indischgelb*) enthalten, es bleibt also auch hier ein Rest. John Lyons ist hiermit also grundsätzlich Recht zu geben, wenn er sagt, dass „eine wörtliche Übersetzung von Farbbezeichnungen von einer Sprache in die andere häufig unmöglich ist, weil kein Wort der einen Sprache genau einem Wort der anderen Sprache entspricht.“ (1992: 278). Jedoch, wie an anderer Stelle angeführt, ist der Übersetzer in den meisten Fällen nicht geneigt, den Farbeindruck, der hinter der AS-Einheit steckt, in seiner Gänze wiederzugeben, sondern ihn entsprechend so exakt wiederzugeben, wie es die Mittel der ZS für eine verständliche und gelungene Kommunikation ermöglichen. Für die hiesige Wahrung des Inhalts aber ist das uninteressant. Allerdings, so Kade weiter, falle die Erscheinung Nulläquivalenz im strengen Sinne nicht ins Gewicht, da sie am Gesamttext nur einen sehr geringen Anteil habe (Kade 1968: 81-82). Hierin ist ein Widerspruch zu sehen zu dem Anspruch an inhaltliche Invarianz (Monosemie von AT-Einheit und ZT-Einheit) und zur prinzipiellen Übersetzbarkeit. Auf Seite 70 räumt er ein, dass die auf teils sehr verschiedenem sozio-kulturellen Entwicklungsstand gegründete unterschiedliche

⁹Hierzu auch Koller im nächsten Kapitel am Beispiel nhd. *Geist* gegenüber ne. *mind*.

sprachliche Entwicklung unter Umständen die Übersetzbarkeit in Frage stellen könne. Tatsächlich kann dies der Fall sein in den Übersetzungssituationen vor Gericht oder bei einer der anderen. Jedoch, so fährt er fort, käme gerade in einer solchen Situation, die ja offenbar auch vorliegt im interkulturellen Verständnis von Deutsch bzw. Englisch mit Swahili, der Übernahme neuer lexikalischer Einheiten und Erweiterung des eigenen Wortschatzes erhebliche Bedeutung zu, abgesehen von dem dem Sprachkontakt ohnehin geschuldeten Fortschritt. Im Sprachkontakt und besonders durch Übersetzung kann die Erweiterung des weniger mannigfachen Sprachsystems beschleunigt werden (Kade 1968: 70).

Sehr optimistisch sieht Gert Jäger die Lückenschließung durch die Bildung neuer Einheiten, mit denen die ideale Transferierbarkeit ebenso erreicht werden könne oder sich ihr zumindest sehr stark annähere. Er bringt den Adressaten ins Spiel, von dem ein gewisser Sachverstand angenommen werden könne und sich viele Dinge ihm bzw. ihr durch das Translat selbst erklärten. Dafür kämen, besonders bei der schönen Literatur, auch kommentierende und umschreibende Übersetzungsverfahren zum Einsatz. Zudem wisse der bzw. die Übersetzende über die Funktion des ZS-Systems derart bescheid, dass er bzw. sie die Bildung und Fügung neuer Einheiten nicht willkürlich, sondern gezielt vornehme (Jäger 1975: 124). Wie bei Koschmieder ist hierbei letztlich nur die Verständlichkeit der neu gebildeten Einheiten entscheidend. Ob sich letztlich die Neubildung bzw. Umschreibung, der okkasionelle Ausdruck, in der ZS einbürgert (lexikalisiert), hängt von verschiedenen Faktoren ab, die Fritz am Schluss kurz vorstellt (Fritz 1998: 83-85). Mit den Mitteln der Neubildung bzw. Umschreibung sind totale Null-Äquivalenzen nahezu ausgeschlossen, da ja prinzipiell von jedem Menschen alles erkennbar und grundsätzlich mit jeder Sprache alles ausdrückbar ist. Dasselbe gilt natürlich auch für die Farben, wenn auch durch okkasionelle Umschreibungen. Erklärungen für die Tatsache, dass reale Translationen sich dennoch der idealen Translationen allenfalls nur annähern, sucht Jäger in anderen Faktoren. Zu erinnern ist hier an die Ansicht, die Übersetzung sei überhaupt nur ein Sonderfall der Umschreibung, nämlich die am treffendsten formulierte. (D.G. Rossetti zitiert in Koschmieder 1965: 108).

Für die Übersetzungsrichtung $A < Z$ wird, laut Kade, eine Monosemierung mit Hilfe des Kontextes erforderlich, um die adäquate ZT-Einheit zu ermitteln (Kade 1968: 83)). Somit ergibt sich aus der polysemen ZS-Einheit mittels des Kontextes eine adäquate isosome. In der Terminologie Jägers entspricht das der Neutralisierung. Der Kontext ist aber in den hiesigen Übersetzungssituationen nicht besonders hilfreich, da es oft nur einzelne Sätze, ja diese sogar auf Ellipsen reduzierbar, sind.

Da Kade Inhaltsinvarianz fordert, ist bei der Übersetzung $A < Z$, also aus dem Swahili in das Deutsche, keine eindeutige Farbbezeichnung zu suchen, denn diese, etwa 'gelb', ist ja nicht inhaltsinvariant zu *nyekundu*. Inhaltsinvarianz wird nur erreicht,

indem sämtliche Farbtöne genannt bzw. mit einem Hyperonym bezeichnet werden, aus denen sich *nyekundu* zusammensetzt. Eine Möglichkeit wäre ‘warme Farben’ oder ‘bunte Farben’ oder einfach ‘bunt’¹⁰. In der umgekehrten Übersetzungssituation ist der inhaltsinvariante ZS-Ausdruck beispielsweise durch die o.g. Umschreibungen annähernd, unter Umständen sogar treffender zu erreichen. Bei der Übersetzung mit diesem Modell ist also die tatsächliche Farbe zweitrangig, solange der ZT den Inhalt des AT unverändert wiedergibt.

Mit der obersten Prämisse der Wahrung des Inhalts sucht die Leipziger Schule nach Übersetzungslösungen. Dabei rücken der bzw. die Übersetzende wie auch die wissenschaftliche Disziplin selbst zunehmend mehr in den Fokus. Sie stellt Äquivalenztypen vor und kategorisiert damit die Fülle an verschiedenen Übersetzungsmöglichkeiten immer mit dem Ziel der Inhaltsinvarianz, anfänglich auch um die mÜ zu ermöglichen bzw. zu erforschen. Für die Farbwortübersetzung bedeutet das, dass nicht streng nach der eigentlichen, realen Farbe und ihrer entsprechenden Bezeichnungen in der ZS gesucht werden soll, sondern der Inhalt des AS-Ausdruckes bzw. AS-Textes in der ZS wiedergegeben wird. Dabei ist u. U. ein neues ZS-Lexem (ein Vergleichsfarbwort) nach den entsprechenden ZS-Regularien zu modellieren, um genau diesen Ausdruck zu treffen, um also idealerweise intensionale Gleichheit zu erreichen. Schließlich können aber auf diese Weise, insbesondere bei großem Abstand der Farbwortinventarien, oftmals keine inhaltsinvarianten Entsprechungen gefunden werden. Vernachlässigbar ist, wenngleich auch selten, diese Erscheinung deshalb nicht. Schließlich könnte eine Zeugenaussage tatsächlich nur aus dem einen Farbwort bestehen.

3.3 Äquivalenzkonzept nach Werner Koller

Die Herkunft der Bezeichnung „Äquivalenz“ ist kaum eindeutiger als das Konzept selbst. Aus der Logik in den 1950er Jahren zunächst für die maschinelle Übersetzung und später in die Übersetzungswissenschaft übernommen, wurde sie laut Heidrun Gerzymisch-Arbogast (1994: 91). Gert Jäger sieht in diesem Zusammenhang die Logik als Fundament für die wissenschaftliche Betrachtung von Translation (Reiß / Vermeer 1991: 128). Entsprechend bezeichnete „Äquivalenz“ in der Leipziger Schule die Informationskonstanz von AT und ZT vor und nach der Umformung im interlingualen Kommunikationsvorgang (Vgl. Stolze 2001: 108 bzw. vorheriges Kapitel). Reiß und Vermeer selbst betrachten das Äquivalenzkonzept als solches in der Übersetzungswissenschaft als wenig brauchbar, das würden auch die vielen Zusätze zeigen, mit denen versucht werde, es ihr anzupassen (Reiß / Vermeer 1991: 129). Bei Werner Koller gehe es auch nicht präzise um Äquivalenz, sondern um „Äquivalenzforderungen normativer Art“ auf

¹⁰Sehr interessant ist die Übersetzung für *bunt* ins Swahili, sie lautet einfach *rangirangi*, die Reduplikation von ‘Farbe’.

Textebene (Stolze 2001: 109). Zwischen AT und ZT entsteht mittels dieser Forderung aus einzelnen, objektivierbaren Aspekten (Sätze oder einzelner Wörter) hinsichtlich von Koller definierter Bezugsrahmen Gleichwertigkeit (Albrecht 1990: 72). Diese Forderung wird von Jörn Albrecht kritisiert, für den Äquivalenz überhaupt nur entstehen kann, wenn bestimmte Invarianzen zwischen AT und ZT bestehen (Albrecht 1990: 75). Damit im Koller'schen Modell der ZT äquivalent zum AT wird, müssen allerdings bestimmte Prioritäten gesetzt werden, denn nur der Text selbst kann äquivalent sein, nicht der Weg dorthin. Bei dem Arbeitsvertrag ist es wichtig, dass der ZIELTEXTLESE sich exakt so verhält wie der LESER des Ausgangstextes. Bei einem anderen muss das formale Erscheinungsbild gewahrt werden usw. Koller legt dazu fünf Ebenen fest, auf denen jeweils AT und ZT bezüglich der Äquivalenz des gesamten Textes vergleichbar werden. Die Übersetzung ist dabei umso gelungener, je mehr dieser Ebenen zwischen Ausgangs- und ZIELTEXT äquivalent sind. Eine äquivalente Abbildung in allen Punkten ist jedoch Utopie, genau wie der Versuch, einen maßstabgerechten Globus zu zerschneiden und ebenso maßstabgetreu in die Ebene zu bringen. Bei diesem Vorgang sind, wie beim Übersetzen nach dem Koller'schen Äquivalenzprinzip, Prioritäten hinsichtlich dessen zu setzen, was bei der Einebnung des Globus maßstabgetreu gehalten werden soll. Alles andere ist dann verzerrt.

Kollers Äquivalenz-Konzept unterscheidet in fünf „Bezugsrahmen“, nach denen die Art der bei der Übersetzung herzustellenden Gleichwertigkeit unterschieden wird: Denotative Äquivalenz, Konnotative Äquivalenz, Textnormative Äquivalenz, Pragmatische Äquivalenz und Formal-Ästhetische Äquivalenz. Im konkreten Übersetzungsfall sind diese fünf seitens des bzw. der Übersetzenden in einer Art Hierarchie so zu ordnen, dass mindestens hinsichtlich eines Bezugsrahmens der AT äquivalent zum ZT wird, entweder ist also das Denotat dasselbe oder es werden die selben Konnotationen vermittelt, die Ansprüche an die Textsorte sind gleich etc. Das Hinzutreten weiterer zwischen AT und ZT gleichwertiger Bezugsrahmen führt zu einem (noch) äquivalenteren ZIELTEXT. Nach Bestimmung der Übersetzungseinheit sind die letzten drei Bezugsrahmen in Kollers Konzept von der Betrachtung in dieser Arbeit auszuschließen, da sie vom Denotat des Farbwortes wegführen und die Rahmenbedingungen des zu übersetzenden Textes im Hinblick auf seine Wirksamkeit in der ZK abstecken. Sie hätten keinen Einfluss auf die Übersetzungsleistung des einzelnen Farbwortes. In diesem Zusammenhang ist auch die konnotative Äquivalenz von der Berücksichtigung auszuschließen, da in der hiesigen Analyse die Farbwörter als Bestandteile des Grundwortschatzes, etwa auch wie *ich*, *spielen*, *heute*, und auch in Situationen, die keinen Interpretationsspielraum zulassen, berücksichtigt werden und nicht als Träger von übergeordneten Informationen bzw. als Stilmarker (Vgl. Altmann 1999: 3). Konnotationen sind an die Farbwörter erst sekundär gebunden, etwa *blau* im Sinne von 'betrunken', sie wohnen ihnen nicht inne. Ganz

im Sinne der rein denotativen Funktion des Farbwortes im AT und schließlich im ZT wird hier nur die denotative Äquivalenz aus Kollers Modell berücksichtigt.

Koller unterscheidet im Bezugsrahmen „denotative Äquivalenz“ wiederum fünf Fälle: Eins-zu-eins-Entsprechung und Eins-zu-viele-Entsprechung, ihr Gegenteil die Viele-zu-eins-Entsprechung, Eins-zu-Null-Entsprechung und Eins-zu-Teil-Entsprechung. Diese Fünfteilung zeigt die konkreten Lösungsmöglichkeiten für die Herstellung denotativer Äquivalenz auf Textebene auf. Ist nun von einer Kultur mit gröberer Farbspektraleinteilung in eine mit feinerer Einteilung zu übersetzen, also etwa das Farbwort *nyekundu* vom Swahili ins Deutsche (‘rot’), trifft dieses zwar die selbe Focalfarbe, das heißt, Sprecher des Deutschen und des Swahili würden als prototypischsten Vertreter für ihr jeweiliges Wort etwa denselben Farbton wählen, aber ihre Grenzen sind verschieden: Im Deutschen enger, im Swahili weiter. Das Swahili-Wort schließt also auch Farbtöne ein, die im Deutschen bereits mit einem anderen Grundfarbwort (etwa *gelb*) benannt werden, dem im Swahili kein eigenes Grundfarbwort entspricht. Koller selbst äußert sich begründend zur Übersetzung von Farbwörtern als einem „Klassische[n] Beispiel für Eins-zu-Teil-Entsprechungen“ (Koller 2011: 238), was sich wiederum bei Kade 1968: 81 findet:

Um Eins-zu-Teil-Entsprechungen handelt es sich deshalb, weil dem *Rot* in einer vierteiligen Skala nicht das *Rot* entspricht, wie es die siebenteilige Skala segmentiert. Allerdings können die Farbbezeichnungen nicht als Beispiele für Unübersetzbarkeit im denotativen Bereich herangezogen werden: Neben einfachen Farbbezeichnungen gibt es andere Möglichkeiten, Farben bis in die feinsten Nuancen sprachlich zu erfassen. (Koller 2010: 238 - 239)

Der Geltungsbereich des deutschen Grundfarbwortes *rot* macht also einen Teil des Geltungsbereiches des Grundfarbwortes *nyekundu* im Swahili aus. Ein Farbton, der im Deutschen bereits einem anderen Grundfarbwort zugeordnet wird, etwa *rosa*, fällt im Swahili noch in den Bereich *nyekundu*. Eine sehr helle Rosafärbung, ein Weiß mit ganz leichter Spur von Rosa wäre hingegen ‘weiß’ im Swahili. Damit ist zwar die Einteilung Eins-zu-Teil-Entsprechung korrekt, denn *rot* ist ja eine Teilmenge an Wellenlängen im Bereich *nyekundu*, aber das Verhältnis der beiden Grundfarbwörter *rot* und *nyekundu* ist dennoch anders als etwa das Verhältnis von ne. *mind* zu nhd. *Geist* (Beispiele zu Eins-zu-Teil-Entsprechung, übernommen von Koller 2010) oder nhd. *können* zu sp. *poder* und *saber*. Während die Konzepte in diesen beiden Sprachpaaren, abgesehen wird hier von der allgemeinen Verwandtschaft aller indogermanischen Sprachen zueinander, unabhängig voneinander entstanden sind, also jede Sprache ihr eigenes Konzept gefasst hat, folgt die Benennung der Spektralfarben mittels Grundfarbwörtern bestimmten Regeln. Zunächst liegt den Farbwörtern eine außersprachliche, objektiv fassbare Referenz, eben das Farbspektrum, zu Grunde, das ja alle Menschen, unabhängig von ihrer Mut-

tersprache, gleich wahrnehmen. Außersprachliche Referenz, ein echtes tertium comparationis, existiert jedoch für die Konzepte ne. *mind* und nhd. *Geist* nicht. Erst nachdem das Konzept 'Geist' gefasst worden ist, kann der Ausdruck *Geist* von Sprechern des Deutschen verwendet werden. Diese Konzepte sind von den jeweiligen Sprachen völlig frei fassbar. Es kann jeweils, da es eben kein außersprachliches Referendum gibt, ein willkürliches Konzept benannt werden, das dann in der Übersetzungssituation wohl nie ein völlig gleiches Gegenstück in der Zielsprache findet, da diese ebenso ein willkürliches, aber im Glücksfall sehr ähnliches, Konzept mit einer Benennung versieht (*mind* ↔ *Geist*). Es gibt, anders als im Falle des Farbspektrums, kein allgemeines tertium comparationis für *mind* bzw. *Geist*, das den Benennungen zu Grunde liegt. Als zweites erfolgt, anders als bei der Fassung der Begriffe *mind* bzw. *Geist*, die sprachspezifische Spektraleinteilung nicht willkürlich. Sie folgt, das haben Berlin und Kay gezeigt, bestimmten Regeln, ja einer Hierarchie, nach der sich diachron, angetrieben durch sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt, große Farbeinheiten weiter aufbrechen zu kleineren und damit aus *nyekundu* unter Umständen *rot*, *gelb*, *orange*, *rosa* etc. hervorgehen könnten. Alternativ könnten aus dem Englischen (das im Gebiet der Swahili sehr verbreitet ist) Farbwörter entlehnt werden, die den Bereich *nyekundu* feiner einteilen¹¹. Sein Bedeutungsbereich würde dann schrumpfen, eine Bedeutungsverengung fände statt. Aus *nyekundu* kann aber in keinem Falle 'grün' abgespalten werden. Aus dieser Nichtwillkürlichkeit der Spektraleinteilung, die auf biologischen Grundlagen fußt, ergibt sich einerseits, dass die Farbkonzepte zwischen den Sprachen einfacher übertragbar sind als willkürliche Konzepte (*mind*-*Geist*), andererseits ist dann die Zuordnung Kollers als Eins-zu-Teil-Entsprechung problematisch. Die Eins-zu-Teil-Entsprechung erfasst nicht deckungsgleiche Konzepte in AS und ZS als Ganzes. Die in *nyekundu* zusammengefassten Farbtöne im Deutschen sind jedoch aufgliederbar: *nyekundu* ist in diesem Fall die Summe aus den deutschen *rot*, *orange*, *gelb*, *rosa* etc. Jedes einzelne kann direkt benannt und von *nyekundu* aus durch Zuordnung angewählt werden. Während *Geist* nur als Summe vieler Teile zusammen wirksam ist, ist *orange* einzeln, von den anderen deutschen Farbwörtern, mit denen *orange* in *nyekundu* zusammen fällt, getrennt wirksam. Zwar ist *orange* nur eine Teilmenge von *nyekundu*, jedoch ist die Zuordnung eindeutig mit dem außersprachlichen Spektrum möglich. Beide Kulturen, unabhängig von ihren Konzepten, können die Farbtöne erfassen (sehen), die den deutschen Grundfarbwörtern bzw. dem Swahili-Wort *nyekundu* entsprechen. Aus welchen Teilen *mind* bzw. *Geist* bestehen, ist nicht objektivierbar. Die zwischen *Geist* und *mind* fehlenden Stücke (Seme) sind nicht für beide erkennbar, es ist wie mit *Besteck*, dem z.B. *Löffel*, *Gabel*, *Messer* zusammen entspricht (wie bei *nyekundu* und den deutschen Farbwör-

¹¹Eingangs wurde aufgezeigt, dass das Swahili sich aus dieser Situation bereits durch Entlehnung und metonymische Schöpfungen befreit hat. Ebenso wurde aber auch angemerkt, dass das Swahili hier nur als Modell für eine Vielzahl an Sprachen steht, die ihr Farbsystem noch nicht verfeinert haben.

tern in diesem Bereich) und *hübsch* und *schön*. Die Eins-zu-Teil-Entsprechung stellt zwei diffuse, abstrakte Gebilde einander gegenüber, die willkürlich geformt, nicht ganz deckungsgleich sind (wie bei *hübsch* und *schön*: *schön* ist etwas allgemeiner, *hübsch* bezieht sich nur auf Dinge, die gesehen werden können). Das eine (*schön*) geht semantisch über das andere (*hübsch*) hinaus, ersteres deckt sich nur zum Teil mit letzterem. *Orange* ist aber klar von *rosa* aus der Menge der *nyekundu* entsprechenden deutschen Grundfarbwörter trennbar, und trennbar sind sie unabhängig von ihrer sprachlichen Repräsentation, sie werden, und das auch von Sprechern des Swahili, als verschieden wahrgenommen, nur hat ihre Kultur der Sprache noch nicht den Startschuss zur Benennung gegeben. Die Ergebnisse von Rosch haben gezeigt, dass die Farbunterschiede unabhängig von der Muttersprache erkannt und vorgenommen werden. Es gibt also eher mehrere, klar von einander trennbare Farbbereiche, die sprachlich einzeln erfasst (Deutsch) oder zusammen gefasst werden können (Swahili). Wird nun vom Swahili ins Deutsche übersetzt, stehen *nyekundu* viele Entsprechungen gegenüber (*rot, orange, gelb, rosa, etc.*). Der bzw. die Übersetzende sucht im konkreten Fall nicht nach einem Konzept im Deutschen, das *nyekundu* möglichst weit abdeckt, er bzw. sie wird konkret und wählt aus den vielen Möglichkeiten des Deutschen die konkrete Entsprechung zu *nyekundu* aus. Daher handelt es sich um eine Eins-zu-viele-Entsprechung mit dem Sonderfall der Eins-zu-eins-Entsprechung im Fall der Focalfarbe 'rot', die direkt in beide Richtungen übersetzbar ist, weil die Farbfoci in Sprachen verblüffend nah beieinander liegen, nur die Grenzen verschieden sind. Die von Koller selbst gegebenen Beispiele unter Eins-zu-viele-Entsprechungen sind auch eher stimmiger mit denen des Farbfeldes als die der Eins-zu-Teil-Entsprechung: Nhd. Großvater ↔ schw. morfar – farfar oder nhd. Fluss ↔ fr. fleuve – rivière. In beiden Beispielen sind die jeweiligen fremdsprachlichen Entsprechungen zwar beide im deutschen Wort enthalten, so wie *orange* und *rosa* in *nyekundu* enthalten sind, sie schließen sich aber einander logisch aus. Ein Fluss, weder im Deutschen noch im Französischen, kann gleichzeitig ins Meer und in einen See münden, eine Farbe kann unmöglich gleichzeitig homogen rosa und orange sein. Diejenigen Eigenschaften, welche genau es auch sein mögen, die nun aber *mind* und *Geist* konstituieren, schließen sich nicht gegenseitig aus. Mit dem Zerfall der germanischen Großfamilien und der starken Infiltration der französischen Sprache im 17. Jhd., so Nübling et al., wurden im Deutschen die unterschiedlichen Benennungen für den mütterlichen Familienteil gegenüber dem väterlichen aufgegeben. *Großvater* ist Lehnübersetzung aus fr. *grand-pere*; *Tante*, *Onkel*, *Cousine* etc. wurden direkt übernommen und lösten die germ. Formen ab. Diese unterlagen teilweise semantischem Wandel oder starben aus ('Vetter'). Das Schwedische hat diese Unterscheidung aber konserviert, da es vom Französischen weitgehend unbeeinflusst blieb. Es führt neben den beiden genannten auch noch andere Komposita dieser Art: *morbror* ('Onkel mütterlicherseits') (Nübling et al. 2008: 130 - 133). Obwohl im Deutschen die Trennung der mütterli-

chen von der väterlichen Linie auf dem Weg vom Ahd. zum Nhd. ausgestorben ist, „sehen“ Sprecher des Deutschen dennoch auch den Unterschied zwischen *morfar* (‘Vater der Mutter’) und *farfar* (‘Vater des Vaters’), verbalisieren ihn aber nicht (mehr) direkt, sondern nur paraphrastisch oder durch unkonventionelle Ersatzformen: *Opi - Opa*. Paraphrasen sind eine Säule der Wortbildung und fundamental nicht nur beim Übersetzen, auch intralingual beim Schließen von (Gedächtnis-)Lücken (Vgl. Kapitel 2.1). Auch bei der Grundfarbwortübersetzung kommt Paraphrasieren von Bedeutung zum Einsatz (Siehe weiter unten bzw. bei Otto Kade). Eine solche Pariphrase liegt offensichtlich auch den schwedischen Verwandtschaftsbezeichnungen morphologisch zu Grunde, es soll hier aber nur um die Semantik gehen. Auch den Unterschied *rivière* ↔ *fleuve* (‘ein Fluss, der in einen See oder anderen Fluss mündet’ gegenüber einem, ‘der ins Meer mündet’) „sehen“ Sprecher des Deutschen natürlich, verbalisieren ihn aber nicht direkt. Mario Wandruszka äußert sich zu einem ähnlichen Fall: „Wenn es in einer Sprache kein Wort für »Geschwister« gibt, bedeutet das noch nicht, daß in diesem Volk, in dieser Gesellschaft die Vorstellung »Geschwister« eine geringere Rolle spielt als anderswo“ (Wandruszka 1971: 25). Beim Übersetzen in eine feiner unterscheidende Sprache sieht sich der bzw. die Übersetzende vor dem Problem, die (außersprachliche) Tatsache, die in der gröber unterscheidenden Sprache (hier dem Deutschen) allgemeiner beschrieben wird, exakter zu beschreiben und nach ihr zu recherchieren. Analog verhält es sich bei der Farbübersetzung, die damit aber, wie Koller auf Seite 238 richtig sagt, keine „Unübersetzbarkeit“ ist. Auf der folgenden Seite schreibt er jedoch: „Als Beispiele für Eins-zu-Teil-Entsprechungen werden gerne so genannte *unübersetzbare Wörter* angeführt [...]“ (Koller 2010: 239). Unter „unübersetzbaren Wörtern“ sind, seinen Beispielen hierzu folgend, eben Wörter wie *mind* oder *Geist* zu verstehen, die einer objektiven außersprachlichen Grundlage entbehren. Hierin unterscheiden sie sich eindeutig von den (Grund-)Farbwörtern, die eine mit dem Farbspektrum und der eindeutigen Referenz auf außersprachliche Dinge (‘Farbe der Orange’, etc.) in jedem Falle, das zeigt auch die Lösung des Übersetzungsproblems, objektiv und von der Einzelsprache gelöste Betrachtung erlauben.

Bei der Eins-zu-viele Entsprechung unterscheidet Koller weitere drei Fälle, die sich auch wunderbar zur Lösung des Farbenproblems heranziehen lassen. Als erstes kann das Weltwissen des bzw. der Übersetzenden hilfreich sein, um den entsprechenden ziel-sprachlichen Ausdruck zu finden. Bei den französischen Flussbezeichnungen ist das nachvollziehbar, aber nicht weniger bei den Farben: ist im Gälischen von Bäumen der Farbe *glas* die Rede, kann aus dem Weltwissen erschlossen werden, dass es sich im Normalfall um grüne Bäume und eingeschränkt auch um graue, etwa an einem nebligen Herbsttag, um blaue Bäume wohl aber nur in Phantasiegeschichten handelt. Als zweites nennt Koller die Irrelevanz der exakten Bezeichnung in bestimmten Kontexten. Eine helle Farbe braucht nicht zwingend unterspezifiziert werden, genauso wenig wie

eine dunkle. Dunkelblau, dunkelgrün oder schwarz sind bei uns ebenso dunkle Farben wie *nyeusi* im Swahili. Im dritten Fall, „wenn der unspezifizierte Ausdruck gefordert ist“, nennt Koller sogar den der Farbwortübersetzung zu Grunde liegenden Sachverhalt: „[...] vom Denotat her gesehen decken schw. *farfar* + *morfar* den ganzen Großvaterbegriff des Deutschen ab. Das gilt für alle Oberbegriffe einer Sprache, die in anderen Sprachen mit mehreren Unterbegriffen erfasst werden“ (Koller 2012: 232). Hier liefert sich Koller selbst den Beweis, dass das Problem der Grundfarbwortübersetzung eigentlich in die Kategorie Eins-zu-viele-Entsprechung gehört, denn *nyekundu* deckt ja auch den ganzen Bereich zwischen rosa und braun ab, *nyekundu* ist die Summe aus *rosa*, *orange*, *gelb*, *braun* etc., genau wie *Großvater* die Summe aus *farfar* und *morfar* ist. *Nyekundu* könnte daher gegenüber den in ihm vereinten Grundfarbbezeichnungen im Englischen, Russischen, Französischen, Japanischen etc. als Hyperonym, diese als Hyponyme, genau wie *Großvater* gegenüber *farfar* und *morfar* aufgefasst werden.

Bei der Zuordnung Eins-zu-viele stößt der bzw. die Übersetzende an das Problem der (korrekten) Auswahl aus dem zielsprachlichen Material. Hierzu muss er bzw. sie den Rahmen des Farbwortes verlassen und, um im konkreten Fall erfolgreich zu übersetzen, auch im konkreten Text bzw. außerhalb dessen nach Anhaltspunkten für eine Eingrenzung der entsprechenden in Frage kommenden Farbwörter in der ZS suchen, sofern nicht die Farbe implizit in der AS- oder ZS-Einheit enthalten ist. Da er bzw. sie im Falle der Zeugenaussage nicht auf die konkret vom Zeugen beschriebenen Farbe zurück greifen kann, muss dem Zeugen ein Farbschema vorgelegt werden. Damit wird aber die sprachliche Seite umgangen und damit das Übersetzungsproblem ausgehebelt, was in der Praxis sicher wünschenswert ist, hier aber nicht berücksichtigt werden soll. Eine zweite Möglichkeit zur Klärung wäre das Rückfragen mit typischen, in der Ausgangskultur vorhandenen Gegenständen der in den Spektralbereich von z.B. *nyekundu* fallenden Dinge (etwa Früchte, Steine oder auch das Verweisen auf Farben im Raum). Da der bzw. die Übersetzende als Sprachmittler bzw. Sprachmittlerin auch ein Experte bzw. eine Expertin der ausgangssprachkulturellen Umwelt (in diesem Fall der Swahili) ist, kann er bzw. sie gezielt danach fragen. Das Ergebnis könnte dann lauten: ‘wie eine Orange’ oder ‘zitronenfarben’ etc. Diese Art referiert nicht nur unmissverständlich auf etwas außersprachlich Überprüfbares, sondern ließe sich dann auch mittels 1:1-Entsprechung übersetzen, wenn die außersprachlichen Konzepte in beiden Kulturen existieren. Andernfalls, mit dem Expertenwissen der Übersetzenden, ist in der ZK schnell ein geeigneter Farbträger gefunden.

Indem von ‘zitronenfarben’ die Rede ist, wird der Spektralfarbe der Zitrone ein sprachübergreifendes Wort zugeordnet, mit anderen Worten, *Zitrone* in der jeweiligen Sprache bzw. das Konzept der Zitrone ist eine Metonymie für den Spektralausschnitt. Anstelle der Zitrone könnte auch jeder andere Gegenstand, der in AK und ZK vorkommt, verwendet werden. „Sprachübergreifend“ meint hier nicht, dass *Zitrone* ein In-

ternationalismus ist, sondern, dass mittels eines Gegenstandes in der Farbe auf diesen Spektralausschnitt referiert wird, ohne dass hierzu eine direkte sprachliche Repräsentation dieses Farbbereiches erforderlich ist. Da die Ausbreitung von Zitronenbäumen nicht an Sprachgrenzen Halt macht, ist eine Art sprachübergreifendes Referendum auf das Farbspektrum entstanden. Die Zitrone als Farbträger, bzw. ihre typische Farbe, tritt hier also als *tertium comparationis* zwischen die Farbwörter in AS und ZS, das Gemeinte nach Koschmieder hingegen wäre die Farbe 'gelb'. Daraus kann geschlossen und damit auf die Überlegungen des ersten Kapitels zurückgegriffen werden, dass Farbunterschiede auch ohne direkte verbale Referenz wahrgenommen werden müssen, denn jede Kultur, die Zitronen kennt, wird, wenn von *Farbe der Zitrone* gesprochen wird, in etwa den selben Farbton vor ihrem geistigen Auge sehen. Das ist offenbar ganz unabhängig von Sprache. Es wäre nun also, abstrahiert von der Wellenlänge, die mit einer bestimmten Farberscheinung assoziiert wird, das Übersetzungsproblem von dem ursprünglichen Farbwort *gelb* weggeführt worden hin zu einem konkret in AS und ZS vorhandenen und benannten Gegenstand dieser Farbe, dem *tertium comparationis*, das stellvertretend das Gemeinte repräsentiert. Nun müsste eigentlich nur das den Gegenstand benennende zielsprachliche Wort an die Stelle des Ausgangssprachlichen Wortes gesetzt werden. Indirekt ist so für die Farbwortübersetzung sogar die 1:1-Entsprechung zielführend.

Koller schlägt schließlich zur Übersetzung von Grundfarbwörtern (unter Eins-zu-Teil-Entsprechung) vor:

Neben einfachen Farbbezeichnungen (gemeint sind Grundfarbwörter - Anm. vom Autor) gibt es andere Möglichkeiten, Farben bis in die feinsten Nuancen zu erfassen. Zu denken ist an die Möglichkeiten der Kombination von Farbbezeichnungen (*rotbraun*), der Ableitung (*gelblich*, *blau-grünlich*) und des Vergleichs (*rot wie Blut*, *grün wie der Tannenbaum*, *horizontblau*, *zitronengelb*). (Koller 2010: 239)

Ausgehend von Situation der Grundfarbwörter im Swahili (es besitzt drei Grundfarbwörter), kommt von den drei vorgeschlagenen Möglichkeiten höchstens, wie oben gezeigt wurde, die letzte in Betracht. Zwar sind theoretisch Kombinationen möglich, jedoch erfassen diese bei Leibe nicht die Fülle an Möglichkeiten wie etwa im Deutschen, hier gäbe es $11 \cdot 10 = 110$ Zweiwortkombinationen, im Swahili aber nur $3 \cdot 2 = 6$. Eingeschränkt vorstellbar wäre unter diesen vielleicht 'rot-weiß' (*nyekundu-nyeupe*), das aber dann auch z.B. *orange* einschließt, da *nyekundu* auch den Bereich *braun* umfasst und helles braun von orange nicht zu unterscheiden ist (Vgl. Wittgenstein 1989: 15). Die Kombination 'rot-schwarz' (*nyekundu-nyeusi*) ergäbe z.B. 'lila' und 'schwarz-weiß' (*nyeupe-nyeusi*) für z.B. 'grau'. Diese Kombinationen setzen allerdings nicht nur voraus, dass sich Swahili-Spracher unter diesen Kombinationen einen konkreten Far-

beindruck vorstellen können, sondern auch, dass die assoziierten Farbtöne möglichst dieselben sind. Es wäre so, als würde, angelehnt an Wittgenstein, von 'blau-gelb' als von 'grün' gesprochen werden, was wenig zielführend ist. Sinnvoll ist diese Möglichkeit bei Sprachen, deren Einteilungen sich nicht so tiefgreifend unterscheiden wie zwischen Deutsch und Swahili. Es existiert (noch) kein flächendeckend etabliertes Grundfarbwort für *blau-grün* im Deutschen. 'Blau' und 'grün' sind konkret ausdifferenziert. *Nyekundu* hingegen umfasst einen weitaus breiteren Spektralbereich. *Blaugrün* ist daher besser vorstellbar als etwa *nyekundu-nyeusi* im Swahili. Außerdem kann „rotbraun“ in Kollers Beispiel nur gelten, wenn von einer gröber einteilenden in eine feiner einteilende Sprache übersetzt wird, genauer, wenn ein Grundfarbwort für *rotbraun* in der AS existierte, das dann mit den Mitteln der ZS nachempfunden werden müsste. Dies scheitert an der Tatsache, dass 'rotbraun' gemäß der Definition Berlins und Kays kein Grundfarbwort ist. Dass es im Deutschen bei der Übertragung aus einer anderen Sprache benutzt werden würde, setzt voraus, dass die AS über ein einziges Wort mit eben dieser Entsprechung verfügen würde, das im Deutschen nicht existiert und mit deutschem Material nachgebildet werden müsste. Wenn es ein solches Grundfarbwort gäbe, müsste diese Sprache mehr Grundfarbwörter als das Deutsche (elf) besitzen. Koller denkt möglicherweise hier bei dem Farbwort in der Ausgangssprache nicht an ein Grundfarbwort, sondern an eine konkrete gebildete Farbbezeichnung für einen konkreten Farbeindruck, der zwischen 'braun' und 'rot' liegt. Im Deutschen kann dann freilich 'rotbraun' genannt werden. Diese Farbe ist konkreter vorstellbar, weil 'rot' und 'braun' für Deutsche sehr fest umrissen und ebenfalls konkret vorstellbar sind. *Nyekundu* ist auch konkret vorstellbar, jedoch käme hier neben 'orange', 'rosa' etc. sogar 'braun' selbst in Frage, und dieses mit Braun gemischt, ist dann sicher nicht mehr 'rotbraun'. 'Rotbraun' ist aus zwei bunten Farben zusammengesetzt (sowohl sprachlich als auch außersprachlich). Im Swahili ist das so gar nicht möglich, da zumindest sprachlich keine zwei auf bunte Grundfarben referierenden Wörter existieren, sondern nur *nyekundu*. Entsprechend wären die Komposita gleichbedeutend mit 'schwarz-rot' oder 'weiß-rot', was im Deutschen aber keine homogene Farbe, sondern allenfalls ein Muster bezeichnete. Durch die Kombination von Farbwörtern sind zwar grundsätzlich neue Farben beschreibbar, jedoch werden diese Möglichkeiten immer weiter beschränkt, je weniger Grundfarbwörter eine Sprache hat. Dabei sieht Koller ja hierin gerade eine Möglichkeit der Erweiterung des Farbwortinventars.

Wie sollte aber nun beispielsweise das deutsche 'orange' ins Swahili übertragen werden? Die Übertragung kann genau genommen nur mit der Anwendung Kollers dritten Vorschlages (Vergleich) erfolgen, denn auch seine zweite Möglichkeit (Ableitung) scheitert umso mehr, je weniger Grundfarbwörter es in einer Sprache gibt. So ist in der Beschreibung der Nachrichtenfunktion des obstnahen Kommunikationselektronikherstellers in vietnamesischer Sprache, es unterscheidet 'blau' nicht von 'grün', die Rede

von *Xanh(lam)*, ‘blau’, und *Xanh(luc)*, ‘grün’, wobei *xanh* das Farbwort für ‘grue’ ist, *lam* ‘Himmel’ bedeutet(e) und *luc* ‘Blätter’ (Max Singer [vietnamesischer Muttersprachler] im persönlichen Gespräch am 12.04.2013) . „Gelblich“ umfasst im Deutschen die marginalen Spektralbereiche um den Farbfocus für ‘gelb’. Sehr helles Gelb, fast ins Weiße gehend ebenso wie sehr dunkles, warmes Gelb, etwa indisches Gelb oder orange-ocker-Töne könnten als „gelblich“ bezeichnet werden. Was wäre nun die entsprechende (nicht morphologische, sondern farbliche) Ableitung für *nyekundu*? Ob sich dann eine, dem Deutschen oder auch Englischen gleiche, den Randbereich des Farbwortes verwischende Wirkung ergäbe, kann hier nicht geklärt werden. Die einzig (universal-)mögliche Übersetzungsvariante unter den drei von Koller vorgeschlagenen ist der Vergleich. Dieser ist umso mehr Mittel der Wahl, je weniger konkret die Farbbezeichnungen der Zielsprache im Vergleich zur Ausgangssprache sind, also je weniger Grundfarbwörter sie kennt. Auf diese Weise ließe sich sogar um den Gebrauch der vorhandene Farbwörter herum kommen und es könnten so neue Farbwörter mit neuen Inhalten entstehen. Tatsächlich hat, laut Langenscheidts Wörterbuch, *bluu* aus dem Englischen als Lehnwort Einzug ins moderne Swahili gefunden. Neu gebildet wurden u.a. *jivujivu* (‘grau’) aus *jivu* (‘Asche’), *kijani* (‘grün’) aus *jani* (‘Blatt einer Pflanze’) und *rangi ya waridi* (‘rosa’, wörtlich ‘Farbe der Rose’) aus *waridi* (‘Rose’) analog, aber unabhängig zum portugiesischen *cor-de-rosa*¹² (Vgl. Kapitel 2.3.2). Damit besitzt das Swahili nun, die drei ursprünglichen Grundfarbwörter eingeschlossen, jedenfalls in der Umgangssprache sieben Grundfarbwörter, eventuell sogar noch weitere. Mit Kloss kann hier vom Ausbau des Swahili, oder jedenfalls einiger seiner Varietäten, gesprochen werden. Der Referenzbereich der ursprünglichen Grundfarbwörter hat sich verkleinert und damit konkretisiert, es fand eine Bedeutungsverengung statt. Nun, wo die Farbbräume strikter begrenzt und benannt sind, sind die anderen von Koller genannten Möglichkeiten ebenfalls, wenn auch eingeschränkt, anwendbar. Das Swahili im Kongo und in Tansania, Kenia und Uganda, wo es von etwa zehn Millionen Menschen gesprochen wird, steht unter dem Druck des Englischen, das in Afrika, neben Französisch, als überregionale Verkehrssprache gilt. Handelsbeziehungen und der Kontakt mit einer über feinere Grundfarbwörter verfügenden Sprache führten zur Übernahme dieser Wörter bzw. zu deren Neubildung nach deren englischem Vorbild. Das Übersetzungsproblem scheint zwar für das Swahili entschärft, aber dennoch besteht es für eine Reihe von Sprachen fort, die, etwa wie das ursprüngliche Swahili, über nur sehr wenige Grundfarbwörter verfügen und nicht durch aufstrebende Handelsbeziehungen in den Genuss feinerer Spektralsegmentierungen kommen. Das Übersetzungsproblem besteht also fort, besonders für isoliertere Sprachen mit nur wenigen Grundfarbwörtern.

¹²Auf diese Weise würde sich der Kreis zu den unter Kapitel 2.3.2 und 2.3.4 gemachten Angaben zur Bildung von Grundfarbwörtern schließen.

Auf das Äquivalenzmodell Kollers gestützt, ergibt sich allgemein der Vergleich als am zielführendsten beim Übersetzungsproblem der Grundfarbwörter und zwar als umso wirkungsvoller, je weniger die Grundfarbwortinventarien von AS und ZS übereinstimmen. Dieser Vergleich kann sogar vollständig auf die Grundfarbwörter verzichten und direkt mit einem Vergleichsobjekt bezeichnet werden: „Die Jacke in der Farbe der Asche“. Hier sei auch an eine Szene aus Loriot's „Ödipussi“ erinnert, als Loriot in der Figur des Stoffhändlers Paul Winkelmann seine verschiedenen Grautöne gegenüber einem Ehepaar benennt: „mausgrau“, „staubgrau“, „aschgrau“, „steingrau“, „bleigräu“, „zementgräu“. Hieran wird auch deutlich, dass dasselbe Prinzip der einstigen Farbwortbildung (Kapitel 2.3.4) erneut angewendet wird: ein aus der Natur stammender Gegenstand in der zu benennenden Farbe steht Pate für das spätere Farbwort. Metonymisch wird hier das Koschmieder'sche Gemeinte, der Spektralausschnitt 'gräu' direkt anschaulich verbalisiert. Aber Farben sind letztlich, wenn nicht über ihre Wellenlängen, immer nur durch Vertreter beschreibbar, da sie ja von deren Oberfläche erst gebildet werden und von Gegenständen losgelöst praktisch nicht vorkommen. Im Falle der Farbbenennung bei Loriot jedoch liegt der Benennung nicht das gesamte Spektrum, sondern ein schon vorausgewählter Bereich (in diesem Falle 'gräu') zu Grunde. Mittels Konversion entsteht aus dem Nomen (z.B. 'Asche') das Farbadjektiv ('asch[e]'). Gipper fügt hinzu, dass, in Kulturen, wie etwa denen in Mitteleuropa, die der Malerei sehr zugetan sind, außerdem Personennamen für die Benennung einzelner Farbtöne, keiner Grundfarbwörter, in Frage kommen. Als Beispiel nennt er *tizianrot* (Gipper 1972: 27). Bei Loriot's Grautönen könnte der Wortbestandteil „gräu“ auch jeweils entfallen, die Bedeutung bliebe dieselbe und könnte konvertieren zu einer neuen Farbbezeichnung, etwa „Die Jacke in asch(e)“, wenn dies sozial, kulturell etc., nicht nur durch die sprachlich schöpferische Modeindustrie, ernsthaft erforderlich würde. Zunächst kann die neue Bezeichnung ihren Konversionscharakter nicht abstreifen und bleibt unflektiert. In einem weiteren Schritt wäre dann, wenn auch semantisch ein gewisser Abstand zum Namensgeber besteht, die Integration in die Adjektivparadigmata möglich.

In einem weiteren Punkt ist Kollers Einordnung der Grundfarbwörter als Eins-zu-Teil-Entsprechung unexakt. Koller betrachtet in seinem Äquivalenz-Modell bezüglich der Farbwörter die Sprachen mit weniger Farbwörtern als Ausgangssprache, während das Deutsche stets Zielsprache ist. In aller Regel dürfte dies auch die vorherrschende Übersetzungsrichtung sein und auch die hier genannten Übersetzungssituationen sind ja motiviert aus der feiner einteilenden Sprache heraus. Freilich erwächst aber aus den zunächst einseitig scheinenden Übersetzungssituationen in ihrer Entwicklung ein wechselseitiger Übersetzungsbedarf etwa in Dialogform. Im umgekehrten als dem gängigen Übersetzungsfall (also etwa vom Swahili ins Deutsche) kann dabei die Eins-zu-Teil-Entsprechung nicht korrekt sein, obwohl dies aus Kollers Angaben zu den Farb-

adjektiven so herausgelesen werden könnte, da er nicht nach der Übersetzungsrichtung unterscheidet:

Um Eins-zu-Teil-Entsprechungen handelt es sich deshalb, weil dem *Rot* in einer vierteiligen Skala nicht das *Rot* entspricht, wie es die siebenteilige Skala segmentiert. (Koller 2010: 238)

Wird beispielsweise vom Englischen (Beispiel einer siebenteiligen Skala) ins Navaho (vierteilige Skala) übersetzt, fallen mehrere englische Farbbezeichnungen in welchen des Navaho zusammen: einer buchstäblichen Viele-zu-eins-Entsprechung in Kollers Modell. Diese Übersetzungsrichtung, also $A > Z$, lässt sich nicht, wie vielleicht angenommen werden könnte, als Eins-zu-Teil-Entsprechung bzw. in ihrer Umkehr als „Teil-zu-eins-Entsprechung“ deuten, da zwar ne. *orange* einen Teil des Spektralabschnittes von nav. *lichi* ausmacht, es aber in den hiesigen Übersetzungssituationen nicht darum geht, ein Äquivalent im Navaho bezüglich des Denotats für ne. *orange* zu finden und dieses mit den Farbwörtern des Navaho nachzumodellieren bzw. sich ihm anzunähern. Es geht darum, das Denotat (weil ja vom Bezugsrahmen „denotative Äquivalenz“ ausgegangen wird) in der Außersprachlichkeit (der tatsächlichen Farbe bzw. Wellenlänge des mit dem Farbwort bezeichneten Gegenstandes) mit einem Farbwort in der Zielsprache zu beschreiben, das dann dem Farbwort der Ausgangssprache in diesem konkreten Gebrauch entspricht. Wird nun konkret vom Farbspektrum als Bezugspunkt und von dieser ($A > Z$) als ursprünglicher Übersetzungsrichtung ausgegangen, ergibt sich ganz regelhaft in ihrer Umkehrung eine Eins-zu-viele-Entsprechung und keine Eins-zu-Teil-Entsprechung.

Da die Benennung der Farben in nahezu allen Fällen durch außersprachliche typische Dinge in der jeweiligen Farbe erfolgt, ist zu erwarten, dass, wenn ein Swahili-Sprecher geben wird, den Ausdruck *nyekundu* weiter zu spezifizieren, er in der Benennung auf alltägliche Dinge mit den jeweiligen Farbnuancen zurück greift. Der bzw. die Übersetzende hat dann diese „gemeinte“ Farbe mit den ZS-Mitteln zu benennen, dass eine umkehrbar eindeutige Äquivalenzbeziehung entsteht. In der konkreten Übersetzungssituation bei Gericht könnte also mit Vergleichsgegenständen gearbeitet werden. Diese können kulturell verwurzelt sein, denn der Übersetzer besitzt tiefgreifende Kenntnis vom Sprachumfeld bzw. der Umwelt im Sprachgebiet etwa der Swahili. Als weitere Möglichkeit könnten auch Farbtöne im Raum dienen, die aber unter Umständen nicht passend sind. Dazu könnte eine Farbtafel (Die Munsell-Tafel etwa) vorgelegt und der Zeuge gebeten werden, dort den entsprechenden Farbton zu zeigen. Dieser dient dann neutral für alle möglichen Zielsprachen zur Benennung. Allerdings ist auf diese Weise das Problem nicht sprachlich, nicht übersetzerisch, gelöst, sondern geschickt umgangen worden.

Um Suggestion zu vermeiden, ist es wohl besser, den Zeugen in einer Gerichtsverhandlung neutral zu bitten, einen in einer vergleichbaren Farbe erscheinenden Gegenstand zu benennen. Die objektivste Variante, die allerdings den sprachlichen Rahmen verlässt, wäre, den Zeugen zu bitten, den Farbton auf einer Farbtafel, etwa nach Munsell, zu zeigen und diesen schließlich mit dem zielsprachlichen Farbwort zu beschreiben.

Der umgekehrte Fall, die Übertragung aus dem Deutschen ins Swahili, scheint einfacher lösbar zu sein. Viele Ausgangssprachelemente fallen in einem Zielsprachelement zusammen. In der Tat ist hier das Wissen über die tatsächliche Farbe beinahe unwichtig. Nhd. *orange* ist so spezifiziert, dass es sich in jedem Fall mit dem Swahili-Wort *nyekundu* deckt. *Orange* ist eine echte Teilmenge von *nyekundu* und kann immer so übersetzt werden. Ist aber Farbwert genauer zu charakterisieren, ist auch hier der Vergleich mit Realia oder Dingen der ZK am zielführendsten.

Um zwischen AT und ZT ein äquivalentes Verhältnis zu schaffen, müssen im Falle der Grundfarbwörter innerhalb des Koller'schen Bezugsrahmens „denotative Äquivalenz“ in der ZS Benennungen gefunden werden, die auf den gleichen von der AS bezeichneten außersprachlichen Spektralausschnitt referieren. Hierbei kann aber eine Neuschöpfung erforderlich werden, besonders wenn in die farbwortärmere Sprache übersetzt wird, das sieht Koller auch so vor. Bei anderen Äquivalenzrahmen, insbesondere dem konnotativen, kann die ZK sprachlich eine völlig andere Farbe verlangen. Die hiesigen Übersetzungssituationen aber verlangen denotative Äquivalenz. Hierin ordnet er die Farbbezeichnungen als Eins-zu-Teil-Entsprechung ein, was aber, zumindest nicht für alle Sprachenpaare bzw. Übersetzungsrichtungen, nicht zutreffend ist.

3.4 Skopostheorie

Das Äquivalenzkonzept Kollers verlangt ein dem AT wenigstens hinsichtlich eines Bezugsrahmens gleichwertigen ZT als Ergebnis der Abarbeitung der „Hierarchie der in der Übersetzung zu erhaltenden Werte“, die der Übersetzer nach eingehendem Lesen und aufgrund seines Wissens über AK, ZK, AS, ZS etc. aufstellt (Koller 2011: 269). Die Skopostheorie entsteht 1984 vor dem Hintergrund der Kommunikativ-Pragmatischen Wende (Stolze 2001: 188) und betrachtet die Translation als Prozess, ja sogar als Handlung, die stets zweckgerichtet ist und dabei freilich einen dem AT als solchem nicht mehr, nach der Auffassung von Koller und vor allem Kade, äquivalenten ZT liefern kann und will. Die dem funktionalen Übersetzungsansatz nahen Autoren Hönig und Kußmaul meinen, dass niemals etwa 'nyekundu' übersetzt werden müsse, sondern nur die jeweils anteiligen Bedeutungsbestandteile (1999: 53). Die Skopostheorie lässt dem Translator (Terminus aus Reiß und Vermeer 1991 übernommen) zwar freiere Hand, überträgt ihm bzw. ihr aber auch eine höhere Verantwortung und setzt letztlich breiteres Wissen und intensivere Ausbildung voraus. Mit der Entbettung des ZT (seiner

Produktion und Rezeption durch die Mitglieder der ZK) aus der AT-Situation wird eine tiefgreifende Umformung des AT auf sämtlichen Ebenen unumstößlich. Daher ist der bei Kade und Koller unantastbare AT nun auf sein Informationsangebot reduziert, das der ZT nun ebenfalls nur anbietet. Der Text wird nicht als solcher übertragen, sondern nur seine Informationen, und hiervon auch im seltensten Falle alle, entsprechend angepasst (und bearbeitet) weitergegeben. Das Informationsangebot des ZT und seine Gestalt sind durch den Zweck, oder seine Bestimmung, motiviert, aus dem heraus überhaupt erst die Notwendigkeit zur Schaffung des ZT aus dem AT entsteht. Vermeer spricht sogar vom bloßen „Berichten“ über einen AT in der ZS (Vermeer 1986: 33). Gegenüber der bei Koller erstrebten *Gleichwertigkeit* wird in der Skopostheorie gerade die *Wertänderung* im Translationsprozess zentral (Reiß / Vermeer 1991: 26). Mit Focus auf dem ZT soll dieser einem Original in der ZS in nichts nachstehen, so als ob dieselben Informationen zu zwei verschiedenen Texten (AT und ZT) verarbeitet worden wären. Das Ändern des AT, seiner Form, seines Inhaltes, seiner Informationen etc., ist nicht nur möglich, sondern im kulturellen Transfer sogar unbedingt erforderlich. Diesem Transfer ist der sprachliche Transfer als „notwendiges Übel“ nur untergeordnet, was auch erklärt, warum in der Arbeit von Reiß und Vermeer kaum über linguistische Aspekte der Translation gesprochen wird (Reiß / Vermeer 1991: 122). So wie im AT die Bedeutung zwischen den linguistischen Einheiten steht, müssen im ZT eben solche Einheiten, diesmal aus der ZS, zusammen gestellt werden, damit wieder zwischen den Einheiten gelesen werden kann. Bei protestloser Rezeption des Translats gilt dann die Translation als geglückt (Reiß / Vermeer 1991: 98 - 99). „Protest“ und „Glücken“ in Bezug auf das Translat sind zwar nachvollziehbare, aber dennoch Unklarheiten stiftende Bezeichnungen. Wie sollte etwa der ZS-Rezipient protestieren, wenn er das Original nicht nur nicht kennt, sondern er auch der AS nicht mächtig ist? Aus diesem Grunde bedient er sich ja gerade des Translats. Protest könne daher nur gegenüber der Kohärenz des ZT, nicht aber gegen die Beziehung zwischen AT und ZT erfolgen (Reiß / Vermeer 1991: 114 - 115). Außerdem kann der eine Rezipient sehr starken Protest üben an einem Translat, das bei einem vergleichbaren zweiten Rezipienten glückt. Möglicherweise werden die Protest auslösenden Stellen gar nicht von jedem erkannt und dennoch bleiben der Skopos und seine Realisierung davon unangetastet, denn auch der Zielrezipient (Terminus übernommen von Reiß / Vermeer) ist nicht allwissend über seine Sprache, Kultur, Konnotationen, Bedeutungen etc. In diesem Zusammenhang sprechen die Autoren von „Translation als Kunst“ (Reiß / Vermeer 1991: 118), wobei, die teils spitzfindige Kritik zu Übersetzungen im Werk berücksichtigend, dann auch die Rezeption einer solchen skoposkonformen Translation zur Kunst entarten könnte. Wiederum kann mit Sicherheit davon ausgegangen werden, dass ein Großteil der kritisierten Übersetzungen mit entsprechenden Skopoi durch die jeweiligen Übersetzer rechtfertigbar ist, wenn aus einem einzigen AT mit beliebigen Skopoi sich beliebige ZT

produzieren ließen. Hierarchisch über die Fidelitätsregel (ZT-AT) sei die Skoposregel gestellt (Reiß / Vermeer 1991: 119), denn, damit AT und ZT kohärent sind (also auf den gleichen Informationen basieren), müsse der die Übersetzung bestimmende Zweck für die Produktion des ZT u.U. ein völlig anderer sein als bei der AT-Produktion. Die Übersetzenden haben nun die Aufgabe, aus dem Skopos heraus die Übersetzung zweckkonform inklusive aller Änderungen zu modellieren. Dabei wird der AT auf seine bloßen Informationen beschränkt und diese derart abgebildet, als wenn dieser (fast) gar nicht existierte und die Situation, die er beschreibt, direkt mit den Augen (und dem Gehirn) der ZK mit der ZS erfasst und wiedergegeben wird. Reiß / Vermeer fassen Translation daher auf als „verlängerte Kommunikation“ (1991: 86), sozusagen über den Umweg der AS. Der bzw. die Übersetzende hat ein so hohes Wissen über die ZK und ZS, dass, ausgehend vom Skopos, er bzw. sie genau weiß, mit welchen sprachlichen Mitteln aus dem AT dieses Ziel in der ZS und ZK erreicht wird. Dabei kann äquivalentes Übersetzen nach Koller *ein* Skopos sein, aber gleichberechtigt genau so gut ein anderer (Dizdar 1999: 105).

Die Skopostheorie ist aber genau für diese Freiheit und Entbettung teils stark kritisiert worden. Mit der „Übersetzungswissenschaft als empirisch-induktive[r] Wissenschaft“ nicht vereinbar sieht Koller die Aussagen Skopostheorie. Weiter spricht er vom Verlust der Wissenschaftlichkeit und von „Abspaltung der Zweckmäßigkeit vom Begriff der Wahrheit“ (Koller 2011: 215). Auf der Grundlage eines im ZT nicht mehr zu erkennenden AT kann von Objektivität und Nachprüfbarkeit, als zwei Säulen von Wissenschaftlichkeit, keine Rede mehr sein. Außerdem, so ist oben auch schon angesprochen worden, stellt sich die Frage nach der Notwendigkeit der Translation genau dieses AT und nicht eines (mit weniger Änderungen auskommenden) anderen AT oder direkt des Verfassens eines ZT. Warum soll ein Text übersetzt werden, wenn er danach u.U. unkenntlich ist und ohnehin das vollständige Funktionieren des ZT in der ZK vor der Treue zum AT steht? Gerade durch Literaturübersetzung, die Reiß und Vermeer zahlreich diskutieren, sollte oder will doch der ZS-Leser einen Einblick in die AK erhalten, denn er bedient sich der Übersetzung, um, obwohl er der AS nicht mächtig ist, dennoch in ihr verfasste Texte lesen und verstehen zu können. Die Übersetzung hilft ihm dabei nur über die Sprachbarriere hinweg. Keinesfalls sollten der Zielsprachroman über die Informationen des Originals nur informieren, dann würde eine deutsche Zusammenfassung eines fremdsprachigen Romans ausreichen. Der ZT-Rezipient weiß in aller Regel, aus welcher Kultur der Autor kommt bzw. welche Kultur Austragungsort des Romans ist. In jedem Falle sind bei der Übersetzung kulturverständigende Erläuterungen zu machen und Adaptionen vorzunehmen, aber nicht in dem Maße und derart, wie es die Skopostheorie suggeriert, sondern so. Eine Möglichkeit wäre auch, in einer Art Prolog den Leser einzuführen und zum Verständnis wichtige Dinge im Vorfeld zu (er-)klären, hier kann dann der Leser auswählen, ob er über genügend Vorwissen ver-

fügt, um den Roman, weitgehend im Original, zu lesen, oder die Erläuterungen zu Hilfe nimmt. Dann ist der Grund für die Übersetzung offensichtlich. Welcher aber ist der Grund, einen veränderten Roman zu liefern, der nahezu vollständig in die Zielkultur eingepasst ist, so als wäre es ein Original? Als zweites ist zu fragen, welcher der für eine Romanübersetzung relevante Skopos wäre, schließlich ist das Publikum sehr breit und wiederum verfolgt jeder einzelne Leser mit der Rezeption einen bestimmten Zweck. Das stark adaptierende Übersetzungsverfahren suggeriert, es wurde z.B. Cervantes gelesen. Aber: ist das denn tatsächlich so oder wurde nur über sein Werk informiert und sozusagen nur der Don-Quixotte-Stoff im Deutschen verarbeitet? Diese Fragestellungen sollen hier nicht vertieft, sondern nur angemerkt werden.

Mit Harhoff 1991, die eine sehr umfassende, aber hier nicht gegenständliche Kritik an der Skopostheorie liefert, kann weiter gesagt werden, dass zwar zunächst der große Handlungsspielraum des bzw. der Übersetzenden vorteilig wirkt, jedoch dieser kaum einen Rahmen bietet, innerhalb dessen der ZT in Abhängigkeit vom AT produziert wird (Harhoff 1991: 168). Immerhin, und gerade in den hiesigen Sachtext-Übersetzungssituationen, soll ja der AT in der ZS dennoch erkannt werden. Es soll ja auch etwas über den AT erfahren und genau seine Charakteristik in der ZS nachvollzogen werden. Weiterhin entfaltet sich die handlungsanleitende Funktion eines Translats in der AK (hier ist etwa an die Übersetzung eines Arbeitsvertrages zu denken, der aber in der AK, also situationsgleich wirksam ist). Bei dem skopostheoretischen Ansatz sind es ja aber gerade nur die Informationen im AT, über die im ZT berichtet wird. Ginge es um die bloßen Informationen, müsste aber keine Übersetzung genau dieses einen und keines anderen Textes angefertigt werden. Der AT als solcher müsste gar nicht derart verbogen und angepasst werden, wenn einfach nur die Informationen entnommen und zu einem neuen Text in der ZS gepackt werden. Aber es sind eben scheinbar doch nicht nur „die Informationen“, die übermittelt werden sollen, sondern über die Informationen das Gemeinte aus der AK (in Form von Konnotationen, Metaphern etc.). Die bloße Information wäre „Die Ampel ist rot.“, das AK-Gemeinte aber in der Regel „Halt!“. In suizidaler Absicht kann ‘rot’ aber auch ‘grün’ heißen. Es ließen sich für beide (und sicher auch noch andere Möglichkeiten) entsprechende Skopoi finden, aber wer vermag zu entscheiden, welcher wann der richtige bzw. passende ist. Diese Entscheidung kann immer nur im Einzelfall und niemals allgemein (richtig) getroffen werden, da eben nahezu kein Skopos für die Translation ausgeschlossen ist, AT und ZT mit seinem Erreichen äquivalent sind und dieser folglich stets höchst individuell ist (Reiß / Vermeer 1991: 146). Zwar stellt die Skoposgerichtetheit grundsätzlich eine Verhaltensregel für die Translatoren dar, jedoch nicht für den Einzelfall und keinesfalls allgemeingültig. Dann aber muss Koller Recht gegeben und die Skopostheorie als nicht-induktiv eingestuft werden, denn sie liefert ja keinen allgemeingültigen Lösungsansatz. Sie legitimiert ihm bzw. ihr nur beinahe grenzenlos jegliches Verhalten. Das bedeutet aber ebenso, dass

die im Werk kritisierten Übersetzungen möglicherweise mit den bei der Übersetzung zu grunde gelegten Skopoi als nichtig anzusehen sind, denn es gibt ja keinen allgemeinen Skopos, an dem gemessen dann bestimmte Übersetzungen „richtiger“ wären als andere. Dennoch besteht zwischen AT und ZT eine Äquivalenzbeziehung, diese ist nur eben sehr dynamisch und vom jeweiligen Skopos bestimmt.

Sowohl die Freiheit als auch Kritik übertragen sich auf die Übersetzung der Farbadjektive nach der Skopostheorie. Die dem bzw. der Übersetzenden übertragene Freiheit und Skoposgerichtetheit würde in einer Gerichtsszene einschließen, dass der Dolmetschenden, abgesehen wird hier einmal von deren Wahrheitseid, theoretisch aus *nyekundu*, das in diesem Falle, etwa bei einer Ampel, ‘rot’ meint, ‘gelb’ werden lassen könnten, wenn der Skopos (z.B. Freispruch oder Strafe) dies verlangt. Das Translat ist in dieser Situation, jedenfalls für eine Partei, als mit ihr kohärent interpretierbar, daher würde Protest in diesem Fall nicht am Translat geübt, sondern höchstens am Zeugen. Bei Gericht allerdings bleibt nahezu keine Aussage frei von Kritik. Die Translation scheint geglückt, da in der Regel von einem „richtigen“ Translat ausgegangen wird. Die Kritik ist dahin gehend zu formulieren, dass nicht immer nachvollzogen werden kann, was wo im AT steht und warum eine bestimmte ZS-Einheit verwendet worden ist, bzw. überhaupt, was im AT stand. Das Translat ist nicht, oder nur erschwert, rückverfolgbar, denn, wie auch unten gezeigt wird, unter Umständen kann eine Farbe im AT durch eine gänzlich andere sprachliche Einheit im ZT wiedergegeben werden. Dies erschwert das Verständnis der AK vor allem bei informativen oder auch literarischen Texten. Freilich ist dies ein überspitzter Fall, aber er zeigt auf verblüffende Weise, was skopostheoretisch möglich wäre und in Kollers Modell nicht ansatzweise in Frage käme. Interessant ist auch die Übersetzung der walisischen Farbbezeichnungen in das Deutsche. Da *glas* nur natürliche Farben bezeichnet und dort eindeutig ist, ist eine Bildung wie *Blaue Bäume unter grünem Himmel* nicht möglich, wenn äquivalent übersetzt wird. Mit einem entsprechenden Skopos, etwa Aufzeigen der Unterschiedlichkeit der walisischen Farbbezeichnungen, kann selbstverständlich eine solche Aussage in der Übersetzung ganz regelhaft und protestfrei gebildet werden, obwohl dies, unter den Regeln der walisischen Sprache, so nicht korrekt wäre. Wachsen aber in einem walisischen Märchen tatsächlich blaue Bäume unter grünem Himmel, würde dies wohl mit den Farbbezeichnungen für künstliche Färbungen geleistet, da es sich ja im Grunde um künstliche Einfärbungen handeln würde.

Für die Übersetzung der Farbadjektive ändert sich also einiges. Das Farbspektrum als außersprachlich verbindliche Referenz kann nun beinahe außer Acht gelassen werden, da die Skopostheorie nicht nach Äquivalenten und konkreten außersprachlichen Bezügen fragt, bzw. macht diese Frage nur einen möglichen Skopos aus.

Das skopostheoretische Übersetzen schließt auch Möglichkeiten ein, die das äquivalenzgetreue Suchen nach einem ZS-Farbwort für das AT-Farbwort in den Hintergrund

rücken. Die mit der Farbe implizierten bzw. gemeinten Referenten erhalten nun mehr Bedeutung. Im Arbeitsvertrag etwa müsste nicht für 'rot' oder 'grün' ein Äquivalent gefunden werden, da es gar nicht konkret um diese Farben, sondern vielmehr um die mit ihnen in der AT-Kultur verbundenen und kommunizierten Referenten geht. Die Farbe als solche wird hier nur als Symbol verstanden, etwa 'rot' als Warnung oder 'grün' als ihr Gegenteil. Nun ist zu fragen, wie dieselbe Wirkung in der ZK erreicht werden würde. Freilich müsste der Bezug zur roten Lampe hergestellt, ihre Wirkung aber möglicherweise mit der 'rot' entsprechenden Symbolik in der ZK ergänzt werden. Eventuell führt diese Betrachtungsweise ganz weg von Farben. In jedem Fall ist bei skopostheoretischem Übersetzen davon abzusehen, in irgendeiner Weise zu versuchen, die AT-Einheit mit ZT-Einheiten, möglicherweise noch mit Neuschöpfungen, nachzuahmen. Der AT liefert nur die Idee, mit der in der ZK die dem Übersetzungszweck entsprechend wirksamen ZT-Einheiten zu ermitteln sind, um protestfrei zu übersetzen. Der Skopos ist so mächtig, dass er einen AT zur Unkenntlichkeit in einen ZT verwandeln könnte, dessen innere Kohärenz vor der Treue zum AT steht (Reiß / Vermeer 1991: 114). Protestiert wird später, wenn überhaupt, dann hauptsächlich auf diese ZT-Kohärenz hin, da das Original den wenigsten Rezipienten bekannt oder gar verständlich ist. Wenn also die ZS 'blau' und 'grün' nicht trennt oder überhaupt nur drei Grundfarbwörter unterscheidet, kann das Übersetzungsproblem durch die zweckmäßige Modellierung des ZT in der ZS ausgebügelt werden (Kirschen und Zitronen haben im Deutschen nie dieselbe Farbe, in einer Sprache mit drei Grundfarbwörtern allerdings schon). Es wäre also legitim, die Farbe nonverbal darzustellen, genauso könnte der bzw. die Übersetzende die Frage des Richters, ob die Jacke 'dunkelblau' war, direkt, ohne den Zeugen nochmals zu befragen, verneinen, da dieser die betreffende Jacke dem Bereich 'nyekundu' zuordnet. Andererseits muss *nyekundu* gar nicht übersetzt werden, wenn der Zweck dies nicht ausdrücklich verlangt. Der ZT hat für den ZT-Rezipienten intratextuell kohärent zu sein. Ein Sprecher einer Sprache, die nur drei Grundfarbwörter kennt (z.B. Swahili), wird niemals Protest äußern, wenn die Farbe der Zitrone mit dem selben Farbwort (*nyekundu*) beschrieben wird wie eine Kirsche, denn er selbst unternimmt die Unterscheidung auf dieselbe Weise. Der so entstandene ZT ist für den Rezipienten absolut korrekt interpretierbar (genau das verlangt ja die Skopostheorie). Auch eine Stadtführerin, die das U-Bahn-System von Chicago (Vgl. Anhang) auf Swahili erklärt, muss für die Identifizierung nicht zwangsläufig nach einem Wort für die Linienfarben suchen, sondern übersetzt einfach, in dem sie die Endpunkte nennt oder „Nord-Süd-Linie“ etc. benutzt. In einem Reiseführer könnten die Linien nummeriert oder nach ihren Endbahnhöfen benannt werden. Auch für Sprecher einer Sprache mit elf Grundfarbwörtern ist es mitunter schwierig, die Farben von Linienfarben des ÖPNV eindeutig einem anderen zu beschreiben (Vgl. Anhang). Der Arbeitsvertrag könnte ebenso auf konkrete Farbzeichnungen verzichten und stattdessen könnten Fotos von den farbigen Gegenständen

in die Übersetzung integriert werden. Auch wären die Übersetzenden unter Umständen berechtigt, wenn er bzw. sie mit den Betriebsabläufen vertraut ist, die entsprechenden Passagen auszulassen, für den Fall dass diese Ausführungen im Arbeitsalltag ohnehin nicht relevant sein werden. Ist der Zweck einzig die Belehrung farbiger Lampen oder Schilder, dann könnten die im AT befindlichen Stellen entsprechend ausgebaut und weitere Informationen, ggf. auch nonverbaler Art, noch verständlicher und eindringlicher gestaltet werden. Wird etwa eine Ampel beschrieben, könnte anstelle der Farben *rot-gelb-grün* von *die obere-mittlere-untere Lampe* gesprochen werden. Desambiguierungen sind hierbei die dem Skopos beigeordnete Anforderungen an eine Translation. Die Skopostheorie führt zu onomasiologischen Fragestellungen des Typs: „Wie würde ein ZS-Sprecher den betreffenden Gegenstand (oder die betreffende Farbe) der AK benennen?“ oder noch weiter „welche Dinge der ZK wecken beim Rezipienten ähnliche Assoziationen wie der ursprüngliche Gegenstand bzw. die ursprüngliche Farbe in AT und AK?“. In diesem Zusammenhang ist ebenfalls von schlummernden Wortbildungen die Rede, die der Übersetzer zu wecken hat (Reiß / Vermeer 1991: 136). Die Skopostheorie verlässt das linguistische Terrain der Translation und zeigt, wie aus einem AT mit verschiedenen Skopoi eine Vielzahl von ZT werden kann. Nicht mehr linguistische Parameter sind entscheidend, alleinig, für wen und warum der ZT produziert wird. Mit diesem Zweck wird auf konkrete Übersetzungsvorschläge verzichtet, sondern an vielen Übersetzungen gezeigt, was inkohärent oder protestbehaftet ist. Interessant wäre, wie die Skopostheorie selbst übersetzt werden könnte.

Für die Farbwortübersetzung ist nun beinahe keine Variante unmöglich, sondern stets in irgendeiner Weise mit dem Zweck begründbar. Das Umgehen des Übersetzungsproblems durch elegante Lösungen ist nach den beiden vorstehenden Theorien nahezu ausgeschlossen, denn sie fußen ja auf Äquivalenz, die definitionsgemäß eineindeutig ist oder jedenfalls danach strebt. Die Skopostheorie legitimiert sie unter Verweis auf den Skopos, der höchsten Regel in der Theorie, und mit der professionellen Entscheidungsfreiheit des bzw. der Übersetzenden. Folglich ist das Translat nach Reiß und Vermeer „nicht umkehrbar“ eindeutig. (Reiß / Vermeer 1991: 119) Ist etwa die Frage in das Swahili zu übersetzen, ob etwas *orange* sei, könnte der Zeuge zunächst gefragt werden, welchem der drei Farbbereiche die von ihm gesehene Farbe zuzuordnen ist. Wenn die Antwort ‘dunkel’ lautet, könnte der bzw. die Übersetzende dann einfach schließen auf *Die Farbe war nicht orange*. und ist dabei dem eigentlichen Übersetzungsproblem skoposkonform ausgewichen. Der die Translation bestimmende Zweck ist hier die Beantwortung der ja/nein-Frage; der ZT ist in jedem Falle mit der Situation kohärent. Handelt es sich bei dem einzigen Zeugen um einen Hauptbelastungszeugen, so wird unter Umständen durch den Gebrauch von Rechtsmitteln keine der beiden Antworten protestfrei sein. Bei der Übertragung von *die gelbe Lampe* in das Swahili gibt es, neben der reinen Visualisierung, auch die Möglichkeit der Benennung der Farbe durch die

Übernahme des deutschen oder englischen Farbwortes und der Erklärung mittels Bild, dem Farbträger also. Die zielsprachlichen Benennungsmöglichkeiten der beiden anderen Übersetzungsmodelle, also die Neubenennung mittels eines typischen und für jeden Sprecher erkennbaren Gegenstandes in der ZS, kommen selbstverständlich ebenso in Frage.

Die skopostheoretische Übersetzung aus dem Swahili, bzw. grundsätzlich die Übersetzungsrichtung ZS>AS, liefert kaum neue Möglichkeiten, da *nyekundu* grundsätzlich eine Vielzahl an Farben einschließt und die Skopostheorie dieses Problem auch nicht zu lösen vermag. Allerdings werden die Zwecke in der Regel verlangen, dass in der ZS ein spezifischerer Farbausdruck an seine Stelle tritt und nicht der Bereich mit den Mitteln der ZS wiedergegeben wird. Eine Blüte in dieser Farbe könnte auch, je nach Kontext, einfach übersetzt werden mit ‘eine wunderschöne Blüte in allen Rottönen’, bei der Übersetzung von Kleidungsfarben ist diese Möglichkeit zwar nicht ausgeschlossen, würde aber von recht eigenümlichem Geschmack zeugen. Da in dieser Arbeit kulturelle Konnotationen weitgehend auszuschließen versucht wurden, mag sich in dieser Übersetzungsrichtung die Skopostheorie in ihrer Tragweite nicht entfalten, folgt doch der sprachliche Transfer dem kulturellen. Ebenso erweist es sich als hilfreich, dem Zeugen vor Gericht eine Farbtafel (etwa nach Munsell) vorzulegen und ihn zu bitten, die betreffende Farbe zu zeigen, um diese dann direkt aus der ZS zu benennen. Dieses Vorgehen kommt aber auch ohne eine Übersetzungstheorie aus. Allerdings könnte, den entsprechenden Skopos vorausgesetzt, *nyekundu*, ebenso wie sämtliche andere Ausdrücke oder der gesamte Text, skoposgerecht, aber AT-skoposungerecht, derart entstellt werden, dass es schließlich von untergeordneter Rolle ist, welche Farben der ZS mit einem AS-Ausdruck erfasst werden. Spitzfindigerweise wäre in der Übersetzung aber ‘Er hatte eine weiße Weste’ und ‘Er hatte eine Weste in der Farbe weiß’, gerade im Gerichtskontext, nicht dasselbe. Hier wäre die Entscheidung, ob jemand unschuldig ist (hiermit würde der Bereich der farbworthaltigen Phraseologismen angeschnitten), oder ob tatsächlich jemand eine weiße Farbe trug.

Es könnte der Eindruck entstehen, die Skopostheorie könnte sich in den hier besprochenen Situationen nicht derart entfalten, wie sie dies zu sein im Stande ist. Doch sie kann hier ebenso zur Anwendung kommen, wie im literarischen Bereich, solange nur der Skopos entsprechend formuliert ist. Hier lautet er in der Regel, juristisch belastbare (vor Gericht und bei den Arbeitsunterlagen) bzw. eindeutige, und damit äquivalente, Aussagen zu gewinnen. Damit deckt sie sich mit den vorher besprochenen Theorien, jedoch ist damit ihr gesamter Wirkungsbereich keinesfalls erschöpft. Der hier vordergründige Skopos ist nur bei weitem nicht so spektakulär wie einer, der eine grundlegende Abänderung vieler AT-Elemente und schließlich des gesamten AT im ZT zur Folge hat. Das kulturell unangepasste Übersetzen muss dabei ebensolche Berechtigung erfahren, wie das (stark) anpassende, das der Skopostheorie im Ruf vorausseilt.

3.5 Vergleich und Diskussion

Kade sucht nach objektiven Kriterien für die Maschinen- und Humanübersetzung, so wie es eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Thema verlangt (Kade 1968: 39 - 40).

Äquivalenz verlangt Eineindeutigkeit, die skopostheoretische Übersetzung aber versteht sich explizit als „nicht umkehrbar“ (Reiß / Vermeer 1991: 119). Während also der ZT-Rezipient bei den ersten beiden Modellen erfährt, was der AT-Produzent gesagt oder geschrieben hat, der AT also, so weit möglich, in die ZS gebracht wurde, ist dies im Einzelfall mit dem letzten Modell nicht oder jedenfalls nur mühsam nachvollziehbar. Fraglich ist, ob dann nicht etwa, wenn es sich nicht gerade um einen etwa juristisch oder literarisch etc. eingebunden AT handelt, die Übersetzung des AT sinnvoll erscheint. Die Informationen im AT werden entsprechend der Konventionen der ZK, Übersetzungsauftrag, -situation etc. zwar neu und anders verarbeitet, aber grundsätzlich entsteht ein Text, der mit dem AT im überspitzten Fall einzig noch das Thema gemein hat. Dennoch können AT und ZT äquivalent sein, auch wenn nur ein einziger Faktor¹³ invariant gehalten wird. So schreibt Koller, dass Äquivalenz einzig eine Übersetzungsbeziehung meint, ohne diese zunächst weiter zu beschreiben (Koller 2011: 218) Jörn Albrecht schreibt:

Der Übersetzer hat zu entscheiden, welchen Faktor er invariant halten will und welche anderen Faktoren er diesem vorrangigen Faktor ‘opfern’ möchte: „Inhalt“, „Stil“, „Wirkung auf den Empfänger“. (Albrecht 1990: 75)

Auf eine striktere oder freiere Weise finden sich hierin Kernaussagen aller drei wieder. Jedoch ist fraglich, ob, wenn nur ein einziger Faktor (Thema, Sprache [als ebenso für sich nicht festgelegter Faktor] in der intralingualen Übersetzung, etc.) invariant gehalten wird, es sich dann um eine Übersetzung handelt. Der AT könnte, anstelle es Übersetzung zu nennen, einfach als Quelle genannt werden, denn er ist auf seine Informationen reduziert und fungiert längst nicht mehr als „Regieanweisung“, wie Wilss (1997: 95) den AT gelungen bezeichnet. Selbstverständlich sind auf syntaktischem, lexikalischem, semantischem etc. Gebiet Änderungen vorzunehmen, das ist bei allen drei Theorien ausdrücklich gesagt worden, aber gerade damit der AT in der ZK als Text der AS verständlich ist, und nicht um den AT zum Originaltext in der ZK zu machen. Zu diesem Ergebnis kommt auch Wotjak (1997: 137). Da, wie Reiß und Vermeer selbst formulieren, der ZT einem ZS-Original in nichts nachstehen sollte, kann, wo möglich, auch direkt ein Original in der ZS formuliert werden. Adaptionen an die ZK müssen im Farbbereich nur eingeschränkt erfolgen, da die Bezeichnung zwar ein Fremdwort sein kann, aber der Sinneseindruck niemandem verwehrt ist. Es müssen keine Realia

¹³Hier müsste gefragt werden, was genau ein *Faktor* wäre und was nicht.

übertragen, um- oder beschrieben werden. Auch keine Annäherungen oder Teilentsprechungen sind erforderlich. Aus diesem Grund ist allein die Frage nach der sprachlichen Einheit zu stellen, die den Sinneseindruck bei den Sprechern der ZS weckt. Zu diesem Zweck eignen sich die Vergleichsfarbwörter für die Übersetzung in eine weniger stark differenzierende Sprache unter allen drei Theorien als am meisten zielführend und praktikabel. Die Skopostheoretiker verzichten auf die linguistische Betrachtung eines sprachlichen Phänomens, wohl so, als ob der bzw. die Übersetzende sämtliche auf linguistischer Ebene befindlichen Entscheidungen eigenmächtig zu treffen hat.

Während bei Kade ein Kodewechsel das Wesen der Translation darstellt, liefert Koller eine die rein linguistische Ebene verlassende Beschreibung, aber immer noch so, dass der ZT auch das Original widerspiegelt. Sicher mag der bzw. die Übersetzende geneigt sein, Kreativität und andere persönliche Elemente einzubringen, den AT in der ZS als nicht akzeptabel einzustufen oder ihn an die Konventionen der ZS und ZK anzupassen, den ZT-Rezipienten zu bevormunden und sein Fachwissen einfließen zu lassen. Eine Übersetzung aber sollte dem Zweck genügen, den AT so weit als möglich erkennen zu lassen, denn warum sonst sollte eine Übersetzung angefertigt werden. Selbstverständlich kann der bzw. die Übersetzende, haben doch die neueren übersetzungswissenschaftlichen Schulen sie bzw. ihn aus ihrer Black-Box befreit, den AT entsprechend anpassen und ausschmücken und auf die konkrete Zielgruppe zuschneiden, dann aber soll es sich nicht mehr um eine Übersetzung handeln. Besonders in der schöngeistigen Literatur tragen Übersetzende diesem Umstand Rechnung, indem sie etwa formulieren „Übertragen aus dem Englischen“ oder „Aus dem Englischen von“ oder „nach Shakespeare“. Das bearbeitende und erweiternde Übersetzen ist auf keinen Fall negativ zu bewerten, jedoch sollte es nicht als selbstverständlich angesehen werden und ist freilich nicht in allen Situationen praktikabel. Bei aller übersetzerischer Freiheit ist immer auch ein Auge in Richtung des Nord'schen Berufsethos zu werfen, um nicht das Übersetzen als Kreativaufgabe zu verstehen. Im Grunde ist die Frage zu stellen, warum eine Übersetzung angefordert wird und nicht gleich ein neuer zielsprachlicher produziert. Eine Frage bleibt: Wie würden wohl die Skopostheoretiker selbst über die Übersetzung ihrer Theorie denken? Sollte sie angeglichen an das Umfeld je nach Zweck und damit unter Umständen völlig verzerrt oder schlicht, das Original wahren und erkennbar lassend, in der ZS verständlich gemacht werden?

Kade benennt das Resultat der konkreten Übersetzung als immer hypothetisch, da ein derart großer Faktorenkomplex auf sie einwirkt und es immer genügend Unbeobachtbares gäbe. Er geht also konsequent deduktiv und abstrahierend vor, während die Skopostheorie induktiv agiert. Kade betrachtet die Translation als solche als Untersuchungsgegenstand, die Skopostheorie zeigt auf, wie die Übersetzenden die Translation realisieren (Kade 1980: 212). Reiß und Vermeer gehen, ebenso wie Kade, davon aus dass die Äquivalenzbeziehung nur zwischen AT und ZT bestehen kann und also bestimmt

ist von den einzelnen Einheiten der ZS, mit denen AT-Einheiten bzw. Informationen des AT wiedergegeben werden (Kade 1968: 79).

Die Skopostheorie vereinfacht zwar die Dolmetschsituation vor Gericht, aber es mangelt dann u.U. an Nachvollziehbarkeit und Rückverfolgbarkeit. Auch die Arbeitspapiere können zwar elegant übersetzt werden, aber möglicherweise verlieren sie dadurch an Sachlichkeit und Stichhaltigkeit. Praktisch sind die Möglichkeiten der Benennung der U-Bahn-Linien in fremden Städten. Gezeigt werden konnte, dass sprachlicher Transfer nicht immer kulturellem folgen muss, nämlich es auch von kulturellem Einfluss gelöste Übersetzungssituationen gibt. Gerade diese waren hier Gegenstand. Es ist dann nur allzu logisch, dass die Skopostheorie hier nicht richtig von der Stelle kommt, denn sie stellt ja die sprachliche hinter die kulturelle Seite und diese als bestimmend für die Translation heraus. Ad-hoc-Schöpfungen sind hingegen bei allen drei Theorien zugelassen und sogar erforderlich. Sie führen aber dazu, dass das Grundfarbwort der AS mit einer oder mehreren Einheiten der ZS wiedergegeben wird, die keine Grundfarbwörter sind und deshalb situationell gebundener sein können als diese. Zu untersuchen wäre der Sonderfall, ob eine Blumenwiese, die im Deutschen mit sämtlichen Farbbezeichnung beschrieben werden kann, im Swahili schlicht mit *nyekundu* beschrieben werden kann.

Für die gewählten Übersetzungssituationen ist einzig das Denotat entscheidend, kulturelle Anpassungen im Sinne von Konnotationen oder sekundären Bedeutungen sind kaum nötig und dennoch zeigt die Skopostheorie hier freiere Möglichkeiten der Übersetzung auf als die ersten beiden Konzepte.

Die Metapher bei Hönig und Kußmaul scheint hier angebracht zur Wiedergabe der Übersetzungstheorien (Vgl. Hönig / Kußmaul 1999: 51). Die Skopostheorie verpflanzt, wenn überhaupt, dann nur die Idee dieser Pflanze der AK in die ZK, wenn sie sie nicht nach ZK-Konventionen aus deren Mitteln und nach deren ästhetischem Empfinden nachbildet, sodass sie am Ende der Pflanze der AK nur in dem Punkt gleicht, als es sich eben um eine Pflanze handelt. Kade würde die Pflanze unverändert in die ZK verpflanzen, um die Vegetation der AK exemplarisch vorzustellen, eventuell mit notwendigen und objektiven Anpassungen in der Kultivierung an Klima und Umstände der ZK. Koller passte die Pflanze, je nach Bestimmung, zusätzlich zu den Anpassungen bei Kade, auch z.B. in der Form, Größe etc. an die ZK an, damit sie sich zwar in die neue Umgebung integriert, aber sie dennoch ihren exotischen Charakter behält.

Dass die Vergleichsfarbwörter als am besten geeignet für die Neuschöpfungen in der ZS sind, zeigt auch die Tatsache, dass neue Farbwörter oftmals entweder durch Vergleiche gebildet worden sind. In anderen Fällen zeigt sich, dass durch Sprachkontakt (in den meisten Fällen mit dem Englischen, aber auch dem Spanischen im Falle des Quechua oder anderen) Farbbezeichnungen entlehnt werden. Diese bis heute aktuellen Prozesse lassen sich aber auch schon in Gemeinindogermanischer Zeit aufzeigen.

Alle drei Theorien vermögen entsprechend verwendbare Lösungen zu finden, etwa das Vergleichsfarbwort. Durch die weitgehende Loslösung vom kulturellen Standpunkt und die Beschränkung auf nur wenige Übersetzungssituationen liegen die Lösungen sehr nahe beieinander. Dennoch konnte gezeigt werden, in welche Richtung sich die Skopostheorie von den anderen beiden Konzepten wegbewegen könnte. Hierbei ist allerdings sehr behutsam und kritisch vorzugehen, kann sie doch, unter dem Schutz des Skopos und seiner Interpretation, sehr weit weg vom Original führen.

Tatsächlich sind Farben, auch bei noch so unterschiedlicher Farbwortkonstellation in AS und ZS, relativ unproblematisch übersetzen. Die übersetzerische Lösung kann aber, als letzte Möglichkeit, auch umgangen werden, indem ein Farbschema oder -beispiel vorgelegt oder abgedruckt wird. Dies ist ohne weiteres möglich aus der Tatsache der sprachunabhängigen Wahrnehmung heraus. Grundsätzlich einfacher zu sein scheint die Übersetzung in eine feiner einteilende Sprache, da die umgekehrte Richtung voraussetzt, dass in der jeweiligen der zu beschreibende Farbeindruck der AS auch vorhanden ist. Problematisch ist hier der Fall von in Wüsten lebenden Sprachgemeinschaften, in deren natürlicher Umgebung z.B. kein 'lila' existiert und dieses ihnen nicht anders als durch Zeigen nahe gebracht werden kann.

4 Schluss

Berlin und Kay hielten vor ihrer Studie 1969 die Farbübersetzung für ein schwieriges Unterfangen, da sie glaubten, die verbale Aufgliederung des Farbspektrum erfolge völlig willkürlich von Sprache zu Sprache (Berlin und Kay 1969: 2). Nicht nur konnten die Autoren zeigen, dass die Einteilung sehr wohl Gesetzmäßigkeiten unterworfen ist, es gelang inzwischen auch neurologisch nachzuweisen, dass die Farbwahrnehmung nicht zufällig und nicht an Sprachen gebunden ist. Sie ist zum Zwecke des Überlebens physiologisch in den Augen des Menschen angelegt, ganz unabhängig von (deren) Sprache. Somit ist nicht nur die Farbübersetzung dahingehend vereinfacht, als dass sprachspezifische Farbbezeichnungen keine ihrer Kultur eigenen Realia sind, sondern auch, dass die kulturspezifischen Farbwörter in ihrer Ausprägung nicht weiter als Beispiel für, sondern vielmehr gegen die Sapir-Whorf-Hypothese anzusehen sind. Auch das Walisische bietet hier, bei tiefer gehender Betrachtung kaum eine Ausnahme. Blaue Bäume unter grünem Himmel existieren also nicht in Folge einer Übersetzung und der vermeintlichen Bedeutungsvielfalt walisischer Farbwörter gegenüber deutschen, sondern bestenfalls in einem walisischen Märchen und dann in der deutschen Übersetzung wie auch im walisischen Original.

Bei ihrer Übersetzung, ganz gleich welcher Theorie gefolgt wird, braucht daher nicht auf der außersprachlichen Ebene vermittelt werden, wie es bei Realia getan werden müsste. Vielmehr ist der Farbeindruck der AS, nach der Leipziger Schule, in der ZS so zu verbalisieren, dass der selbe Spektralausschnitt angewählt wird. Koller schlägt zwar mehrere Möglichkeiten zur Farbübersetzung vor, von der jedoch in diesem Fall nur der Vergleich wirklich brauchbar in verschiedenen Übersetzungssituationen einsetzbar ist. Die Skopostheorie ermöglicht einen sehr freien Umgang, der zwar zweck-, und damit zielorientiert vorgeht, aber auch selbst Mittel vorschlägt, die weg von der Übersetzung führen und damit wiederum der Skopostheorie als wissenschaftliche Übersetzungstheorie nicht bedürfen. Die Farbübersetzung ist also problemlos durchführbar mit jeder einzelnen Theorie, wobei entweder die Lösung explizit oder implizit gegeben ist. Optimal aus den drei Theorien ist Kollers Modell und die Möglichkeit des Vergleichs, da die Lösungen in jeder gegebenen Situation verwendbar und eineindeutig (umkehrbar) sind.

In der Kürze der vor allem im ersten Abschnitt gemachten Angaben konnte freilich nicht auf jeden Aspekt, Kritikpunkt oder jedes Beispiel vertiefend eingegangen werden.

Insbesondere die Farbstudie von Berlin und Kay, aber auch das Thema Sprache-Denken laden zu ausführlichen Diskussionen ein, die hier aber nicht gegenständlich waren. Der zweite Abschnitt versuchte, den Übersetzungstheorien entsprechende Lösungsmöglichkeiten aufzuzeigen und diese schließlich diskursiv zu vergleichen. Dabei gab es keine grundlegend verschiedenen Ergebnisse, aber es sind Tendenzen erkennbar, die sicher in weiteren Übersetzungssituationen festgeklopft werden könnten. Die vorliegende Arbeit wollte keine Verbindlichkeiten beschreiben, und schon gar nicht für die Übersetzungspraxis. Selbst für stark auf den winzigen Ausschnitt beschränkte Übersetzungssituationen konnten schon Abweichungen ermittelt werden.

In linguistischen Arbeiten ist Sprache immer Untersuchungsgegenstand und Untersuchungsinstrument zugleich, woraus sich zwangsläufig Grenzfälle ergeben. Trotz aller Bemühungen ist das Auge des Untersuchenden, auch bei stärkstem Bemühen, immer auch ein Stück weit von der Muttersprache und deren Weltsicht geprägt. Problematisch ist ebenso, wie bei den meisten linguistischen Arbeiten, die Arbeit mit bereits übersetztem Material, sowie überhaupt mit Fremdgabungen, die hier, Platz und Zeitaufwand geschuldet, nur im Einzelfall überprüft werden konnten. Die Übersetzungen, mit denen gearbeitet wird, sind niemals imstande, sämtliche an die AT-Einheit geknüpften Bedeutungen in der ZS wiederzugegeben. So ist allein die Gleichsetzung der englischen Farbbezeichnungen *pink* und *purple* mit den deutschen *rosa* und *lila* unsauber. Werden jedoch im Vergleich mit Englisch Indianersprachen oder sonstige typologisch weit entfernte Sprachen betrachtet, welche Bedeutungsmöglichkeiten mögen da einem Farbwort wie *nyekundu* innewohnen, die die englische Übersetzung oder Gleichsetzung mit einem englischen Farbwort nicht im Ansatz zu übermitteln im Stande ist und so dem der Originalsprache nicht mächtigen Betrachter der englischen Übersetzung verborgen bleiben und er daraus falsche Schlüsse ableitet?

Farbbezeichnungen bieten ein breites linguistisches Forschungsfeld, nicht nur semantisch, sondern auch lexikalisch, soziolinguistisch, morphologisch etc., nicht weil sie besondere, seltene oder neue sprachliche Phänomene sind, sondern gerade wegen ihrer breiten Verwendbarkeit als Elemente des Grundwortschatzes. Darüber hinaus dienen sie als Untersuchungsobjekt in angrenzenden Wissenschaften, wie den Neurowissenschaften oder der Psychologie.

5 Literaturverzeichnis

- Altmann, H. (1999). Zur Semantik der Farbadjektiva im Deutschen. In *Grippe, Kamm und Eulenspiegel*. W. Schindler (Hg.), 1–22. Berlin.
- Baylor, Denis (1995). Color mechanisms of the eye. In *Color: Art and Science*. Trevor Lamb & Janine Bourrieau (Hgg.), 103–126. Cambridge: Cambridge University Press.
- Berlin, Brent & Paul Kay (1969). *Basic color terms: Their universality and evolution*. Stanford & Calif: CSLI.
- Berschin, Helmut et al. (1987). *Die spanische Sprache. Verbreitung, Geschichte, Struktur*. München: May Hueber Verlag.
- Bloomfield, Leonard (1933). *Language*. London: Allen & Unwin.
- Bußmann, Hadumod (2002). *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Casteleiro, João Malaca (2001). *Dicionário da língua portuguesa contemporânea: Academia das Ciências de Lisboa*. Lissabon: Editorial Verbo.
- Courtade, Ida (1996). Die purpurrote Rose aus Kairo war lila: Fehler bei der Übersetzung von Farbadjektiven (Deutsch-Englisch-Spanisch), deren Ursprung und Beispiele aus Fachtexten, Filmtitel und Kunst. *Die Unterrichtspraxis / Teaching German* 29(1): 77–80.
- Cruse, D. A. (1977). A note on the learning of colour names. *Journal of child language* 4(2): 305–311.
- Deutscher, Guy (2011). *Through the language glass: Why the world looks different in other languages*. London: Arrow Books.
- Frisk, Hjalmar (1960). *Griechisches Etymologisches Wörterbuch*. Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
- Fritz, Gerd (1998). *Historische Semantik*. Weimar: Metzler.

- Gazzaniga, Michael S. (1998). Rechtes und linkes Gehirn: Split-Brain und Bewußtsein. Jahrzehntelange Studien an Patienten mit chirurgisch getrennten Großhirnhälften haben das Verständnis für den funktionellen Aufbau des Gehirns und das Wesen des Bewußtseins vertieft. *Spektrum der Wissenschaft* (12): 84–89.
- Gipper, Helmut (1972). *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Henle, Peter (Hg.) (1975). *Sprache, Denken, Kultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hering, Ewald (1878). *Zur Lehre vom Lichtsinne: Sechs Mitteilungen an den Kaiser*. Wien: Akademie der Wissenschaften.
- Heusinger, Siegfried (2004). *Die Lexik der deutschen Gegenwartssprache: Eine Einführung*. München: Wilhelm Finck Verlag.
- Hildebrandt, Helmut (Hg.) (1997). *Pschyrembel Klinisches Wörterbuch*. Berlin: De Gruyter, 258. Aufl.
- Hjelmslev, Louis (1974). *Aufsätze zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Klett.
- Hohegger, Rudolf (1884). *Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes*. Innsbruck: Wagner'sche Universitätsbuchhandlung.
- Höftmann, Hildegard & Irmtraud Herms (2000). *Langenscheidts Handwörterbuch Swahili-Deutsch*. Berlin: Langenscheidt.
- Houaiss, Antônio & Mauro Salles de Villar (2001). *Dicionário da língua portuguesa*. Rio de Janeiro: Editora Objetiva Ltda.
- Jäger, Gert (1975). *Translation und Translationslinguistik*. Halle (Saale): Max Niemeyer.
- Kade, Otto (1968). *Zufall und Gesetzmäßigkeit der Übersetzung*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- Kade, Otto (1980). *Die Sprachmittlung als gesellschaftliche Erscheinung und Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- Kastner, Hugo (2007). *Von Aachen bis Zypern: Geografische Namen und ihre Herkunft, Anekdoten, Fakten und Vergleiche: Mehr als 3500 Namen aus aller Welt*. Baden-Baden: Humboldt Verlags GmbH.

- Kay, Paul (1975). Synchronic Variability and Diachronic Change in Basic Color Terms. *Language and Society* 4(3): 257–270.
- Kay, Paul & Chad K. McDaniel (1978). The significance of the Meaning of Basic Color Terms. *Language and Society* (54, 3): 610–646.
- King-Smith, P. E. (1991). Chromatic and achromatic visual systems. In *The perception of colour*. Peter Gouras (Hg.), 22–42. Basingstoke: Macmillan.
- Kloss, Heinz (1976). Abstandsprachen und Ausbausprachen. In *Zur Theorie des Dialekts*. Joachim Göschel et al. (Hgg.), 301–322. Wiesbaden: Frank Steiner.
- Kluge (1995). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin: De Gruyter, 23. Aufl.
- Koller, Werner (2011). *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Stuttgart: UTB GmbH, 1. Aufl.
- Koschmieder, Erwin (1965). *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg: Winter.
- Langacker, Ronald (1988). A view of linguistic Semantics. In *Topics in cognitive Linguistics*. Brygida Rudzka-Ostyn (Hg.), 49–90. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins.
- Lindsay, D. T. & A. M. Brown (2002). Color naming and the phototoxic effects of sunlight on the eye. *Psychological Science* 13: 506–512.
- Luther, Wilhelm (1970). *Sprachphilosophie als Grundwissenschaft: Ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Grundlagenbildung und die sozialpolitische Erziehung*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Lyons, John (1981). *Language and linguistics*. Cambridge: CUP.
- Lyons, John (1992). *Die Sprache*. München: Beck, 4. Aufl.
- Madan, A. C. (1923). *English-Swahili Dictionary*. Oxford: Clarendon Press.
- Maerz, A. & M. Bea Paul (1950). *A dictionary of color*. New York: McGraw-Hill.
- McNeill, N. B. (1972). Colour and colour terminology. *Journal of linguistics* 8: 21–33.
- Moss, A. E. (1989). Basic Colour Terms: Problems and Hypotheses. *Lingua* 1989(78): 313–320.

- Nübling, Damaris & et al. (2008). *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen: Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Tübingen: Narr.
- Oeser, Erhard & Franz Seitelberger (1995). *Gehirn, Bewußtsein und Erkenntnis*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2. Aufl.
- Pitchford, Nicola J. & Kathy T. Mullen (2005). The role of perception, language, and preference in the developmental acquisition of basic color terms. *Journal of experimental child psychology* 90: 275–302.
- Polenz, Peter von (1972). *Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin: Walter de Gruyter, 8. Aufl.
- Reddy, Michael (1979). The Conduit Metaphor: A case of frame conflict in our language about language. In *Metaphor and Thought*. Andrew Orthony (Hg.), 284–324. Cambridge: Cambridge University Press.
- Regier, Terry & Paul Kay (2004). Color naming and sunlight: Commentary on Lindsay and Brown (2002). *Psychological Science* 15(4): 289–290.
- Regier, Terry et al. (2005). Focal colors are universal after all. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 102(33): 8386–8391.
- Regier, Terry et al. (2007). Color naming reflects partitions of color space. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 104(4): 1436–1441.
- Reiß, Katharina & Hans Vermeer (1991). *Grundlegung einer allgemeinen Translations-theorie*. Tübingen: Niemeyer.
- Rosch, Eleanor (1973). Natural categories. *Cognitive Psychology* 4: 328–350.
- Rosch Heider, Eleanor & D. C. Olivier (1972). The structure of the color space in naming and memory for two languages. *Cognitive Psychology* 3: 337–354.
- Roth, Gerhard (1994). *Das Gehirn und seine Wirklichkeit: kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (2001). *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Saussure, Ferdinand de (1967). *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Charles Bally & Albert Sechehaye (Hgg.). Berlin: De Gruyter, 2. Aufl.

- Schäfer, Barbara (1987). *die Semantik der Farbadjektive im Altfranzösischen*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Schäfer-Prieß, Barbara (2010). Grundfarbwörter im europäischen Portugiesisch. In *De arte grammatica*. Cornelia Döll et al. (Hgg.), 363–375. Frankfurt am Main: Valentia.
- Schippan, Thea (1984). *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut Leipzig.
- Schmitt-Brandt, Robert (1998). *Einführung in die Indogermanistik*. Tübingen: Francke.
- Schönberger, Axel (2003). Drei falsche Grundannahmen der modernen Sprachwissenschaft. In *Donum grammaticorum*. Hans-Ingo Radatz & Rainer Schlösser (Hgg.), 267–286. Tübingen: Niemeyer.
- Schulze-Thulin, Britta (2006). *Lehrbuch der walisischen Sprache*. Hamburg: Bruske.
- Seufert, Georg (1955). *Farbnamenlexikon von A - Z*. Göttingen: Musterschmidt.
- Snell-Hornby, Mary et al. (Hgg.) (2006). *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg, 2. Aufl.
- Sokol, Monika (2007). *Französische Sprachwissenschaft: Ein Arbeitsbuch mit thematischem Reader*. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.
- Stolze, Radegundis (2001). *Übersetzungstheorien: Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Ullmann, Stephen (1973). *Semantik: Eine Einführung in die Bedeutungslehre*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Ungeheuer, Gerold (1968). Über den arbiträren Charakter des sprachlichen Zeichens: Ein Beitrag zum Verhältnis von synchroner und ahistorischer Betrachtungsweise in der Linguistik. In *Sprache: Probleme der Synchronie und Diachronie*. Hugu Moser & Hans Eggers (Hgg.), 65–77. Düsseldorf: Schwann.
- Vasmer, Max (1953-1958). *Russisches Etymologisches Wörterbuch*. Heidelberg: Winter.
- Walde, Alois (1910). *Lateinisches Etymologisches Wörterbuch*. Heidelberg: Winter.
- Wattenwyl, André von & Heinrich Zollinger (1979). Color-term salience and neurophysiology of color vision. *American Anthropologist, New Series* 81(2): 279–288.
- Weisgerber, Leo Johann (1962). *Grundzüge der inhaltsbezogenen Grammatik*. Bd. 1. Düsseldorf: Schwann.

- Weiss, Daniel M. (1996). *Beeinflussung der Wahrnehmung durch Zweisprachigkeit: Eine Studie zur Farbwahrnehmung*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Whorf, Benjamin Lee (1956). *Language, thought and reality: selected writings of Benjamin Lee Whorf*. New York: Wiley.
- Whorf, Benjamin Lee (1963). *Sprache, Denken, Wirklichkeit: Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. Hamburg: Rowohlt.
- Wierzbicka, Anna (1990). The meaning of color terms: Semantics, culture, and cognition. *Cognitive Linguistics* 1(1): 99–150.
- Wotjak, Gerd (2002). *Die Leipziger Übersetzungswissenschaftliche Schule: Anmerkungen eines Zeitzeugen*. <http://www.uni-leipzig.de/~ialt/cms/uploads/leipzigerschule.pdf>.
- Zimmer, Dieter E. (1994). *So kommt der Mensch zur Sprache: Über Spracherwerb, Sprachentstehung und Sprache & Denken*. München: Heyne.

A Abbildungen

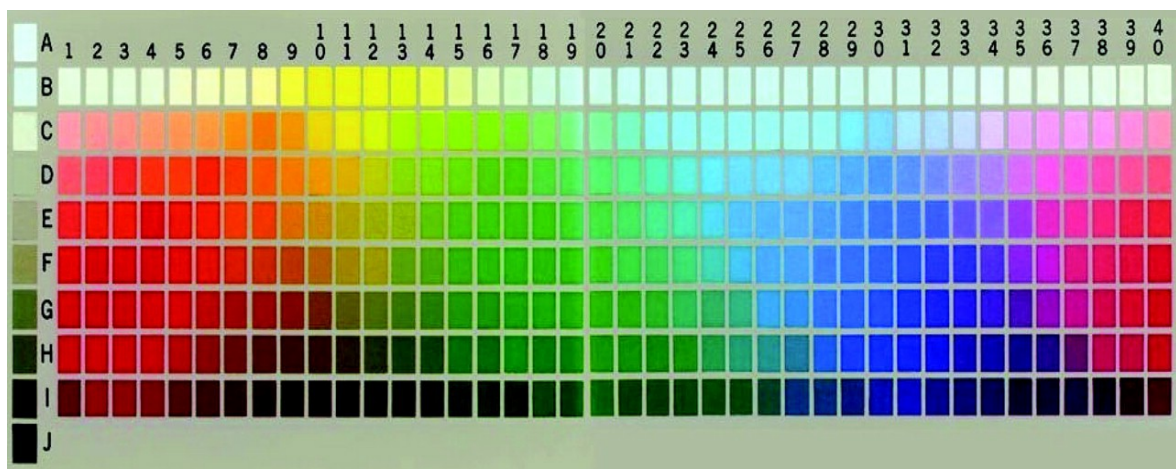


Abbildung A.1: Farbschema nach Munsell

Eigenständigkeitserklärung

Ich erkläre hiermit, dass die von mir vorgelegte Arbeit gänzlich von mir verfasst wurde und dass alle Zitate und Argumentationslinien aus primären und sekundären Quellen als solche gekennzeichnet wurden.

Plagiat oder die Verwendung von nicht ausdrücklich als solche gekennzeichneten Hilfsmitteln hat rechtliche Konsequenzen und kann dazu führen, von der Prüfung und dem Studiengang ausgeschlossen zu werden.

Datum: 18. Juni 2013

Unterschrift: _____

Johannes Hubert